

**Baschi: Der Sänger erwägt einen Einstieg in die Politik**

Nummer 38 – 17. September 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN

## **Menschliches Versagen**

Philipp Müllers Führungsschwächen nach der Unfallfahrt.  
*Von Philipp Gut und Alex Reichmuth*

## **Viktor Orbán: Hüter Europas**

Das Leben des ungarischen Ministerpräsidenten. *Von Boris Kálnoky*

## **Eigentlich sollte ich längst tot sein**

Dass ich noch lebe, macht mich ratlos. *Von Claude Cueni*



*«Für uns zwei ist das Haus  
zu gross geworden.»*

*Sorg für dich.*



Auch der Verkauf oder das Vererben des geliebten Eigenheims braucht professionelle Beratung. Wann ist der richtige Zeitpunkt? Was hat das Haus für einen Wert? Wie überträgt man das Wohneigentum reibungslos und finanziell optimal? Alles Fragen, die Ihnen unsere Experten gerne beantworten. Mehr auf [swisslife.ch](https://www.swisslife.ch)



**SwissLife**  
So fängt Zukunft an.

Während die EU um einen Verteilschlüssel für Flüchtlinge feilscht, schreitet Ungarn weiter zur Tat. Die Regierung in Budapest hat Anfang Woche die letzte Lücke im 175 Kilometer langen Zaun an der Grenze zu Serbien schliessen



*Noch immer am Leben:* Schriftsteller Cueni.

lassen, durch welche vorher täglich Tausende Migranten nach Europa geströmt sind. Seit Dienstag gilt in Ungarn ein neues Gesetz, laut dem ein illegaler Grenzübertritt als Straftat gilt. Auch die Grenze zu Rumänien will das Land teilweise mit einem Zaun abriegeln. Wegen seiner Politik wird Ungarns Premier von Europas Eliten und Medien als Rassist und moralische Schande an den Pranger gestellt. Reporter Boris Kálnoky hat für die *Weltwoche* Herkunft und Werdegang des umstrittensten Mannes Europas nachgezeichnet. **Seite 16**

Im Westen machen wir uns Sorgen über den Flüchtlingsstrom aus dem Nahen Osten. Dabei übersehen wir, dass nicht alle Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak zu uns kommen müssten, wenn ihnen der Westen die nötige Hilfe – dazu gehören auch Waffen – zukommen liesse. Die Jesiden im Nordirak könnten den Islamischen Staat (IS) zum Beispiel aus ihren Dörfern und Städten vertreiben, wenn sie von Europa und den USA mehr Unterstützung erhielten. Auch die christlichen Milizen, die sich im Irak und in Syrien gegen den IS zur Wehr setzen, verdienen Schützenhilfe. Ein Grossteil von ihnen hat in der autonomen Region Kurdistan Zuflucht gefunden. Die Kurden sowohl im Irak als auch in Syrien brauchen mehr westliche Hilfe. Gegenüber Russland sollte der Westen endlich Stärke

signalisieren, damit Moskaus Eskalationspolitik in Syrien eingedämmt werden kann. Sonst werden noch mehr Flüchtlinge nach Europa kommen. **Seite 13 und 56**

Claude Cueni gehört zu den erfolgreichsten Autoren der Schweiz. Er schrieb Drehbücher, unter anderem für die Krimiserien «Eurocops» und «Tatort», entwickelte populäre Computerspiele, vor allem aber veröffentlicht er historische Romane. Vor einigen Jahren ist Cueni an Leukämie erkrankt, in der Folge war er auf eine Knochenmarktransplantation angewiesen. Niemand habe ihm eine Überlebenschance gegeben, sagt er, deshalb habe er sein Haus verkauft und viele Sachen verschenkt. Das ist nun schon eine ganze Weile her – und noch immer ist er am Leben. Exklusiv für die *Weltwoche* hat er einen Text geschrieben, wie es sich anfühlt, wenn man längst tot sein sollte. **Seite 54**

Bis nach Hildisrieden bei Sursee LU musste Redaktor Rico Bandle fahren, um Mundartsänger Baschi zu treffen. Der Baselbieter nahm dort letzte Woche auf einem Bauernhof das Video zu seiner Single «Oh wie schad» auf. Baschi, mit siebzehn Jahren bei der Castingshow «Music Star» bekanntgeworden, gehört mit 29 Jahren noch immer zu den populärsten Musikern der Schweiz. Nach den Dreharbeiten erzählte Sebastian Bürgin, wie Baschi mit bürgerlichem Namen heisst, von seinem ausserordentlichen Werdegang: seinem Versagen in der Schule, seinen Ambitionen als Fussballer, seinem Aufstieg zum Schnösel der Nation, dem man jede Ausfälligkeit verzeiht. Dabei kam er auch auf seine Tante Christine Mangold-Bürgin zu sprechen, der Gemeindepräsidentin von Gelterkinden BL. Und er verriet: Er könne sich vorstellen, ebenfalls in die Politik einzusteigen. **Seite 52**

*Ihre Weltwoche*



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)



**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Florian Schwab,  
Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Tom Kummer, Christoph Landolt,  
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,  
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Fabian Gimmi (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler,  
Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** [infoAaextra.ch](mailto:infoAaextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



Plötzlich wache ich  
auch am Sonntag  
ganz früh auf.

Älter werden fängt früher an,  
als man meint.

**Jetzt gemeinsam Vorsorge planen.**

Mehr auf:  
[ubs.com/  
vorsorge](https://ubs.com/vorsorge)

# Gut handeln

In der EU macht sich Panik breit. Die offizielle Schweiz verkriecht sich ins Réduit des guten Gewissens. Von Roger Köppel

Das europäische Asylgeschehen ist ausser Rand und Band. 500 000 Migranten haben die EU-Grenze seit Januar überschritten, mehr als doppelt so viel wie im ganzen letzten Jahr. Der Monat August allein brachte eine Rekordzuwanderung von über 150 000 illegalen Migranten, darunter ein kleiner Anteil echter Flüchtlinge. 750 Prozent mehr Migranten als im letzten Jahr strandeten in Griechenland.

In den Fernsehnachrichten sehen wir Bilder von jungen Männern mit Gepäck und Rucksäcken, die meisten sind Afrikaner und Leute mit nahöstlichem Teint, wenig Frauen, vereinzelt Kinder. Auf einem österreichischen Bahnhof beklagt sich ein 24-jähriger Syrer zwischen Feldbetten über die Bedingungen: «Deswegen sind wir nicht nach Europa gekommen.» Er wolle schleunigst weiter nach Deutschland.

Reden so Menschen, die zu Hause an Leib und Leben bedroht sind? Sind das die Sorgen von Flüchtlingen, die eben erst der Hölle eines Bürgerkriegs entronnen sind?

Der deutsche Innenminister Thomas de Maizière gibt am Sonntag bekannt, dass Deutschland wieder Grenzkontrollen einführt. Die Deutschen machen jetzt das, wofür sie die Ungarn seit Tagen heftig kritisieren.

Die Massnahme bedeutet eine panikartige Schubumkehr nach Merkmals Ankündigung, man könne und wolle alle Syrer aufnehmen. Die Botschaft aus Berlin entfesselte in der Türkei einen blühenden Schwarzhandel mit syrischen Pässen und über die Balkanroute einen muslimischen Massenexodus.

Allmählich merken die Deutschen, dass sie Kräfte freigesetzt haben, deren sie nicht mehr Herr werden. De Maizière sagt, man brauche endlich «wieder Ordnung» an der Grenze. Der Innenminister gesteht sogar, dass «zunehmend Menschen» kämen, «die nicht aus Syrien stammen, obschon sie das behaupten».

De Maizière, ein staubtrockener Polit-Funktionär, stellt verwundert fest, dass sich die angeblich an Leib und Leben bedrohten Flüchtlinge gleich selber in Deutschland «umverteilen». Nächtens würden sie die mit Teddybären und Blumen ausgeschmückten Willkommenslager verlassen, um heimlich in besser ausgestattete deutsche Grossstädte ihrer Wahl zu wandern.

Nach der Party folgt der Kater, nach dem Begrüssungsrusch dämmert es den Politikern, dass die Politik, die sie im Übereifer angestossen haben, sie selber und Europa überfordert.



«Panikartige Schubumkehr.»

Aus den USA vermeldet derweil Barack Obama, dass die EU noch Jahrzehnte mit dem Flüchtlingsproblem zu kämpfen haben würde. Was für ein hilfreicher Hinweis! Obama stürzte zusammen mit Frankreichs Ex-Präsident Sarkozy Nordafrika ins Chaos. Seine oberflächliche Aussenpolitik destabilisierte Syrien. Jetzt geben die Amerikaner bekannt, dass sie die Aufnahme von syrischen Flüchtlingen auf ein paar zehntausend beschränken wollen. Europa darf die Folgen der halbhatzigen amerikanischen Blitzkriege allein ausbaden.

Im Nahen Osten gibt es einen Überdruck an abwanderungswilligen Muslimen. Sie alle kommen aus wirtschaftlich verwüsteten Gebie-

ten voller Hass und Stammeskriege, einem Hexenkessel religiös begründeter Feindschaften und archaischer Rechtsvorstellungen. Sie bringen die Unordnungen, denen sie entflohen, in ihre neue Heimat mit.

Die offizielle Schweiz stellt sich dem europäischen Durcheinander mit fast schon wieder bewundernswerter Nonchalance. Die Bundespräsidentin pilgert nach Brüssel, um sich dort in die innereuropäische Asyldebatte einzumischen. Ihre Stimme zittert vor moralischer Ergriffenheit, wenn sie von der Notwendigkeit «fixer Verteilquoten» spricht, an denen sich selbstverständlich auch die Schweiz beteilige.

Ist es unmenschlich, an diesem Punkt die Frage einzustreuen, wer denn der Bundespräsidentin den Auftrag für ihre steuerfinanzierte Grossherzigkeit gegeben hat?

Letzte Woche tagte der Nationalrat. Entwarnungen und Beruhigungspillen, so weit das Auge reicht. Die Mehrheit sieht keinen Handlungsbedarf. Alle Anträge der SVP wurden routinemässig abgewehrt.

Es brauche keine Grenzkontrollen, dafür Gratisanwälte für Flüchtlinge und mehr Macht für die Zentrale in Bern. Fortan darf der Bundesrat also in den Kantonen Bauten und Gebäude enteignen, wenn er sie für die Unterbringung von Asylsuchenden verwenden will.

Kein Problem wurde gelöst. Noch immer redet Simonetta Sommaruga am liebsten von Syrern, auch wenn die Syrer nur einen Fünftel aller Schweizer Asylgesuche in diesem Jahr ausmachen.

Niemand ausser der SVP scheint es in Bern sonderlich zu kratzen. Die «Top Nationalitäten 2015» im Asylbereich sind laut Aussagen der zuständigen Behörde Eritrea, Gambia, Somalia, Syrien, Afghanistan, das Kosovo und der Irak. Die meisten «Flüchtlinge» flüchten aus Ländern, in denen seit Jahren gar kein Krieg mehr herrscht.

Die EU brodeln. Die illegale Migration nimmt zu. Schengen und Dublin brechen ein, aber der Bundesrat und die ihn stützende Parlamentsmehrheit tun so, als herrschten in Europa geordnete Verhältnisse.

Muss man heute Bundes- oder Nationalrat sein, um das Offensichtliche zu übersehen? Die Flüchtlingskrise muss nicht abstrakt und global, sondern konkret und lokal angegangen werden. Not macht klug. Dass die EU-Staaten ihre Landesgrenzen im dichtesten Schlamassel aktivieren, ist ein Fingerzeig.

Die Schweiz darf sich nicht ins Réduit des guten Gewissens verkriechen. Sie braucht wieder den Mut zur selbstbestimmten Flüchtlingspolitik. Grenzkontrollen sind nötig, ein Austritt aus dem verbeulten Schengen-Käfig drängt sich auf.

Es liegt nichts Gutes darin, Menschen falsche Hoffnungen zu machen. Solange wir die illegale Migration zulassen, sterben Menschen auf den Schlepperrouten. Gut handeln ist besser als gut scheinen.





«Leute begeistern»: Baschi. Seite 52



Zielscheibe: irakische Christin. Seite 56



Teures Engagement: Swisscoy-Soldaten. Seite 44



In Höchstform: Viktor Orbán. Seite 16

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Der Weg in die Umverteilung

11 Im Auge Daniel Scioli, Gouverneur von Buenos Aires

12 Schweiz Der Unruhestörer

13 Nahost Moskaus Syrien-Poker

13 Geschlechter Buben am Ende

14 Personenkontrolle Foletti, Sanvido, Torricelli, Gysi etc.

15 Nachruf Antoine Lahad, Adrian Frutiger

### 16 **Viktor Orbán: Hüter Europas**

Wer ist Ungarns Premier wirklich?

20 Parteien Krawallmacher von ganz rechts

21 Orbanomics Hummelflug auf Ungarisch

22 Die Deutschen Nicht über Nacht

22 Wirtschaft Anflug von Hoffnung

23 Ausland Hoch die rote Fahne!

24 Mörgeli Einmarsch des Fachkräftemangels

24 Bodenmann Geisterfahrer gut unterwegs

27 Medien Kommerz und Kultur

27 Gesellschaft Abwechslung

28 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

### 30 **Menschliches Versagen**

Widersprüche nach dem Unfall von FDP-Chef Müller

### 33 **Chronologie** «Ein Loch! Null Erinnerung!»

### 34 **Der Rentenbetrug**

Sozialminister Berset und die Schieflage der Bundesfinanzen

### 35 **Surprise** Das Strassenmagazin und der Mordaufruf

### 36 **Sommarugas kalte Schulter**

Ein deutscher Staatsanwalt macht Jagd auf Schweizer Banken

### 38 **Die Siegerin sucht den Weg**

Wahlcheck: Die SVP braucht Koalitionen

### 41 **Brief aus Bern** Darf's ein bisschen süsser sein?

### 42 **Gnadenlose Brutalität**

Markus Somm zu seinem Buch über Marignano

### 44 **Spendable Eidgenossenschaft**

Die Schweiz ist alles andere als eine Rosinenpickerin

### 46 **Staatsbetrieb mit grossen Ohren**

Swisscom-Strategie nützt wenig gegen Google

### 50 **Mit dem Staat ins Bett**

Die Staatsnähe der Medien erreicht neue Dimensionen

### 52 **Unser liebster Schnösel**

Baschi bereitet sich auf ein Leben abseits der Bühne vor

### 54 **Eigentlich sollte ich längst tot sein**

Claude Cueni über sein geschenktes Leben

### 56 **Flucht nach Kurdistan**

Der Exodus der irakischen Christen geht ungebremst weiter

### 60 **Demokratischer Sturzflug**

Nur eigener Nachwuchs stoppt Europas Überalterung



**Der neue Combi-Steam.  
Für alle, die das Kochen lieben.**

Die einfachen und individuellen Lösungen von V-ZUG schätzen beim Kochen auch Spitzenköche wie Andreas Caminada. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: [vzug.com](http://vzug.com)



Schweizer Perfektion für zuhause



«Sinnvolle Perspektive»: Politikerin Wagenknecht. Seite 58

## Interview

### 58 «Wieder Marx lesen»

Die deutsche Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht spricht über den Euro, die Flüchtlingskrise und über sich selbst

## Stil & Kultur

### 64 Stil & Kultur Haterkeitsanfälle

### 66 Bestseller

### 66 Literatur Martin Amis' Auschwitz-Roman «Interessengebiet»

### 67 Oper «Brechen, diesen starren Sinn»

### 68 Top 10

### 68 Kino «Everest»

### 69 Jazz Enrico Rava Quartet mit Gianluca Petrella

### 70 Namen Start in den Theaterherbst

### 71 Hochzeit Peter Treichl, Trennungsmacher

### 71 Thiel Marignano

### 72 Wein G. Milazzo Rosso Sicilia «Maria Costanza» 2009

### 72 Zu Tisch Französisch-japanische Freundschaft

### 73 Auto BMW 640d Cabrio

### 74 MvH trifft Paul Kalkbrenner, Musiker

## Autoren in dieser Ausgabe

### Markus Somm



Der Journalist und Historiker ist Chefredaktor der *Basler Zeitung*. Zuvor war er stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*. Er

schildert, wie er beim Schreiben seines Buches über die Schlacht von Marignano die Schweiz kennenlernte. Seite 42

### Boris Kálnoky



Der Korrespondent für *Die Welt* in Budapest verfolgt seit 1994 intensiv die ungarische Politik. Premier Viktor Orbán erlebte er über die Jahre hinweg

in Interviewsituationen, zuweilen auch in privaterem Rahmen. Er zeichnet ein differenziertes Bild des Mannes, der in den Medien meist eindimensional beschrieben wird. Seite 16

## Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



**DIE WELTWOCH**





Hello Tomorrow Emirates

# Verlieben Sie sich auf jeder Reise neu

Entdecken Sie immer wieder neu die Romantik des Reisens mit über 2000 Musikkanälen, Fernsehen und Filmen angefangen vom klassischen Kino über Science-Fiction bis hin zum Action-Abenteuer. Lassen Sie sich von unserer Bordunterhaltung an Orte entführen, die Sie auf keiner Karte finden.

[emirates.ch](http://emirates.ch)

**Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen • Grosszügige Gepäckbestimmungen**

Fliegen Sie mit Emirates täglich zweimal ab Zürich und einmal ab Genf via Dubai zu über 140 Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte [emirates.ch](http://emirates.ch) oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.



**Öffentliche Vorträge von Roger Köppel  
Verleger und Chefredaktor der Weltwoche**

# **Die Schweiz am Scheideweg**

**Kloten, Dienstag, 29. September 2015**

## **Mein Weg in die Politik**

Konferenz-Zentrum Schluefweg, Stadtsaal Schluefweg 10, 8302 Kloten

**Winterthur, Montag, 12. Oktober 2015**

## **Warum diese Wahlen so wichtig sind**

Casinotheater Winterthur, Stadthausstrasse 119, 8400 Winterthur

Beginn: jeweils 19.30 Uhr, Türöffnung: 19.00 Uhr

Eintritt frei, keine Reservationen erforderlich.

# Der Weg in die Umverteilung

Von Beat Gygi — Die Altersvorsorge ist auf der schiefen Bahn, der Ständerat tut nichts dagegen, und Bundesrat Berset wartet darauf, dass der Staat sie übernehmen kann.



Schlechte Nachricht für die jüngeren Generationen.

Anfang Woche hat der Ständerat die Beratung der Reformvorschläge zur «Altersvorsorge 2020» in Angriff genommen, einem riesigen Projekt, das mehr als ein Dutzend Gesetze und eine Verfassungsbestimmung betrifft. Der Ständerat war vor dem Nationalrat an der Reihe, und bei dieser Erstbehandlung hat er die Vorlage gleich so ausgerichtet, dass man sich schon plastisch vorstellen kann, wie die Altersvorsorge irgendwann ausser Kontrolle geraten und gegen eine Wand prallen wird. Im Grunde haben die Parlamentarier gar nicht viel getan. Der im Departement von SP-Bundesrat Alain Berset ausgearbeitete Vorschlag wurde bereits beim Entwurf derart stark auf eine wachsende Geldumverteilung von jüngeren zu älteren Generationen und einen laufend steigenden Finanzbedarf ausgerichtet, dass die künftige Instabilität praktisch programmiert ist. Das Vorhaben war also von der Verwaltung von Anfang an auf die schiefe Bahn gestellt worden.

Aufsehenerregend am Sessionsergebnis ist deshalb vor allem, dass der Ständerat das System nicht in eine bessere Lage gebracht hat. Etliche Vorstösse zur echten Stabilisierung kamen nicht durch, so dass es bei den vorher vorgespurten Anpassungen blieb. Die Erhöhung des Rentenalters für Frauen auf 65 Jahre, die leichte Flexibilisierung des Rentenein-

trittsalters auf 62 bis 70 Jahre und die Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6 Prozent bei Pensionskassen, sozusagen der «Abflussgeschwindigkeit» des angesparten Geldes, sind zwar sinnvoll, um das System etwas verlässlicher zu machen; das ändert aber wenig am ganzen Rahmen.

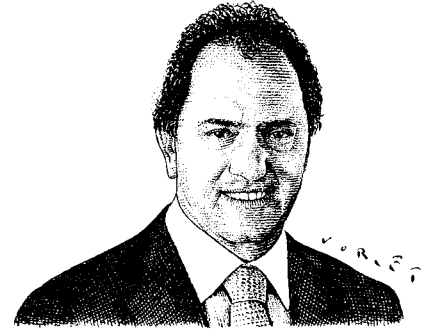
## Es geht ans «Eingemachte»

Das Hauptergebnis ist ein anderes: In der letzten Session der Legislaturperiode und damit zum letzten Mal in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung hat sich die Kleine Kammer mit der Mehrheit der Linken einschliesslich CVP praktisch für die Linie entschieden, die Bersets Experten vorgezeichnet haben. Man kann es auch so sagen: Ein Ständerat mit etlichen älteren Politikern ist dafür, dass die älteren Generationen künftig mehr Geld erhalten und die Jungen, die Erwerbstätigen sowie die Konsumenten mehr zahlen sollen, um die entstehenden Finanzierungslücken zu schliessen. Da die Lücken immer grösser werden, ist heute schon klar, dass das System aus den Fugen geraten wird.

Es ist natürlich nicht so, dass die Politiker einfach nur engstirnig ans eigene Portemonnaie gedacht haben, aber die heutigen Reformvorschläge entsprechen etwa dem, was man von

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Einwanderer



Daniel Scioli, Gouverneur von Buenos Aires.

Als die Provinz Buenos Aires unlängst – es war gerade finsterner Winter – von der Sintflut überschwemmt wurde und Zehntausende obdachlos wurden, war der Gouverneur Daniel Scioli, 58, nicht zur Stelle, sondern auf Ferienreise. Phantomschmerzen hätten ihn genötigt, seinen Vertrauensarzt in Italien aufzusuchen, entschuldigte er sich, und sofort war den Argentinern wieder das Handicap des Politikers vor Augen, den sie am 25. Oktober wahrscheinlich zum nächsten Präsidenten wählen. Der berufsmässige Motorboot-Rennfahrer Scioli kenterte am 4. Dezember 1989 auf dem Rio Paraná mit seiner gischtsprühenden PS-Rakete in der Bugwelle eines vorandümpelnden Öltankers. Als er aus dem Koma erwachte, hatten ihm die Ärzte bereits den rechten Arm amputiert. Er wurde danach auch mit der Prothese wieder Weltmeister, aber der Playboy, der sein Marketing-Studium nie abgeschlossen hat, verwandelte sich in einen linkshändigen Erfolgsunternehmer – schwierig in einem Staat, der periodisch nach einem scheinbaren Naturgesetz in Hyperinflation und Pleiten driftet. Scioli hat, wie die Mehrheit der 40-Millionen-Einwanderernation, italienische Wurzeln – wie Papst Franziskus, Maradona und Messi. Argentinien war neben den USA das gelobte Land für Armutsflüchtlinge aus Europa. Aber es wurde nie ganzflächig besiedelt. Der Immigrantstrom staute sich schon im Einfallstor Buenos Aires, das sich zur Megalopolis aufblähte. Aber jeder konnte Karriere machen. Die Vorfahren des früheren Präsidenten Néstor Kirchner waren Deutsche und Schweizer. Der Formel-1-Pilot Carlos Reutemann besuchte, als er schon Gouverneur der Provinz Santa Fe war, seinen Zürcher Heimatort Guntalingen. Die Familie Alemann aus dem Bernbiet schrieb Wirtschaftsgeschichte. Ex-Präsident Carlos Menem, genannt «el turco», ist syrischer Abstammung. Doch die Migration versiegt, nur noch aus den Armenhäusern Paraguay, Peru und Bolivien kommen Leute ins Land. Als Präsident muss Scioli die Flucht der jungen klugen Köpfe zu stoppen versuchen.

Peter Hartmann

Leuten erwartet, die Bequemlichkeit schätzen und nicht nein sagen, wenn man auf abschbare Zeit ein wenig auf Kosten anderer leben kann. Der Vorschlag zur Reform der Altersvorsorge zielt auf eine Umverteilung ab, bei der den wichtigeren oder gewichtigeren Interessengruppen Geld und Vorteile zugehalten und die dafür notwendigen Mittel jenen Gruppen weggenommen werden, die nicht allzu laut aufbegehren oder die Benachteiligung nicht besonders stark spüren. So werden die AHV-Renten für die neuen Bezüger erhöht – und zum Finanzieren des grösseren Mittelbedarfs werden Lohnbeiträge und Mehrwertsteuer erhöht.

Die Erhöhung der Mehrwertsteuer zählt zu den bösesten Punkten des Reformplans. Diese Steuer eignet sich insofern besonders gut zur Steigerung der Staatseinnahmen, als ein Prozentpunkt grosse Summen einbringt, von den Konsumenten aber nicht als besonders schmerzhaft empfunden wird und entsprechend schwache Gegenwehr hervorruft. Bei Finanzierungsproblemen einfach in den Mehrwertsteuer-Topf zu greifen, ist die typische Handbewegung der Politiker, die bequeme Lösungen über Umverteilung suchen.

Für die jüngeren Generationen ist das Ergebnis der Session eine schlechte Nachricht – nicht nur wegen der ungelösten Finanzierungsprobleme in der AHV oder der Tatsache, dass eine deutliche Erhöhung des Rentenalters ausserhalb des Diskussionsrahmens liegt, sondern vor allem auch wegen der verdeckten Mängel in der zweiten Säule. Die vorgeschlagene Senkung des Umwandlungssatzes reicht aus heutiger Sicht nicht aus, um zu verhindern, dass die Rentner erheblich mehr Geld aus den Pensionskassen erhalten, als sie angespart haben. Das führt in den Kassen zu einer versteckten Umverteilung: Um Renten auszu zahlen, wird sozusagen auf das «Eingemachte» der Jüngeren zugegriffen. Hinzu kommt, dass die heutigen Buchhaltungen der Pensionskassen nicht korrekt geführt werden, da sie wegen falscher Zinsannahmen eine künftige Zahlungskraft vorgaukeln, die nicht vorhanden ist.

Es ist zu hoffen, dass die Politiker irgendwann doch die Energie aufbringen werden, die Behebung der grundlegenden Altersvorsorgemängel in Angriff zu nehmen, aber es kann auch sein, dass die Umverteilung schon so weit gediehen ist, dass eine Rückkehr zu einer einigermaßen soliden Übereinstimmung von Ein- und Auszahlungen aufgrund des Widerstands der heute Bevorzugten nicht mehr mehrheitsfähig ist. In diesem Fall geriete das System in eine immer umfassendere Umverteilung – und das Management einer solchen Entwicklung wäre wohl genau das, was Bersets Experten als Staatsaufgabe und ihre Stärke ansehen.

## Der Unruhestörer

Von Peter Keller — Ein Journalist wird aus dem Bundeshaus gewiesen. Er hat den Parlamentszirkus beschrieben, wie er ist. Ohne Pranger wird sich nichts ändern

**M**ais im Bundeshaus. Der Journalist Ronnie Grob musste für ein paar Tage seine Zutrittskarte abgeben. Sein Vergehen: ein Blog und zwei Fotos.

Wie Schulkinder nach den langen Sommerferien würden sich die Parlamentarier zu Beginn dieser Session begrüßen, schrieb Ronnie Grob. Die Stimmung sei hervorragend: «Sie lachen und sie schäkern, als wären sie an einer Party.» Das wäre an sich noch keine Zeile wert, hätte zu diesem Zeitpunkt nicht schon der Ratsbetrieb eröffnet. «Doch niemand hört zu im Saal. Wirklich: niemand. Alle sind sie beschäftigt mit etwas anderem: Laptop, Smartphone, Zeitung, Gespräche.»

Ronnie Grob beschreibt seinen ersten Tag im Parlament. Was dem Journalisten aufgestossen ist, kann jeder bestätigen, der sich nur einmal im Bundeshaus aufgehalten hat. Täglich füllen Besuchergruppen die Tribüne und staunen über das Treiben unter ihnen. Kommen sie aus meiner Heimat und treffen wir uns im Anschluss zum persönlichen Gespräch, ist eine Frage gesetzt: «Wie ist das möglich? Das soll unser Parlament, unsere Volksvertretung sein?»

Vor meiner Wahl war ich jahrelang Lehrer an einem Gymnasium und besuchte mit meinen Klassen jeweils das Bundeshaus. Auf der Tribüne schauen Sicherheitsleute für Ordnung, während unten die Politik tobt. Nicht ganz einfach, die Situation pädagogisch aufzufangen.

Inzwischen sitze auch ich im Gehege unten, und selbstverständlich bin ich keinen Deut besser als die anderen. Ich nutze die Zeit, während offiziell die Geschäfte, die eh schon mehrfach

durchgekaut wurden, abgearbeitet werden, und überarbeite beispielsweise diesen Text – was beim Getöse rundherum gar nicht so einfach ist.

Zurück zu Ronnie Grob. Offenbar sass er auf einer der Pressetribünen, die links und rechts vorne wie kleine Vogelnester über dem Rat thronen, und sah direkt hinunter auf den Platz der SP-Nationalrätin Chantal Galladé. Was er dabei beobachtete, beschrieb er. Und fotografierte, wie Galladé sich ihrerseits ablichten liess und dann auf Facebook postete: «Geschäfte und gaaanz viel Papiere und Akten für den Sessionsstart ...» Neben ihr liegen DVDs einer amerikanischen TV-Serie.

Scheissker! Geniale Szene! Raus mit dir! Volltreffer! Um im Biotop Schule zu bleiben: Ronnie Grob hat gepetzt. Zwar originell, doch Petzer mag man nicht – gerade wenn sie im Recht sind. Erschüttert hat diese Episode das Parlament nicht. Ratspräsident Stéphane Rossini ermahnt weiter, lässt die Glocke erklingen, verdreht verzweifelt die Augen, lässt ein Merkblatt austeilen. Da muss ich als alter Lehrerhase nur schmunzeln. Ein Klassenzimmer mit 200 verhaltensauffälligen *Gofen* ist so nicht zu bändigen.

Einmal in dieser Session passierte es Rossini, dass er einen der Lautesten beim Namen nannte. Dieser erstarrte, und es herrschte für einen Moment lang Ruhe. Voilà. Der Pranger wirkt. Seit die Plattform Politnetz.ch die Absenzen auflistet, hat die Sitzungsdisziplin der Parlamentarier merklich zugenommen. Dafür braucht es die Lizenz zum Petzen. Und ein paar Unruhestörer à la Ronnie Grob im Saal.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Autor.



«Gaaanz viel Papiere und Akten»: SP-Politikerin Galladé lässt sich im Nationalratssaal ablichten.

## Moskaus Syrien-Poker

Von Kurt Pelda — Um Syriens Diktator Assad zu stützen, baut Russland einen Flughafen an der Mittelmeerküste zur Militärbasis aus. Kein gutes Zeichen für eine politische Lösung des Konflikts.

Eigentlich hatte es sich Präsident Obama anders vorgestellt. Das Atomabkommen mit dem Iran hätte als Nebeneffekt auch die verhärteten Fronten in Syrien aufweichen und eine politische Lösung des vierjährigen Bürgerkriegs näherrücken lassen sollen. Doch nun fühlt sich Teheran im Zusammenspiel mit Moskau dazu ermuntert, das unpopuläre Assad-Regime militärisch noch mehr zu stützen als zuvor.

Sowohl russische Maschinen als auch iranische fliegen nun verstärkt Kriegsgerät in das Rumpf-Syrien, das noch von Assads Truppen und Söldnern kontrolliert wird. Südlich von Latakia, der Heimatregion von Assad und dessen Alawiten-Sekte, baut Moskau einen Flughafen zu einer russischen Militärbasis aus. Schweres Gerät, darunter moderne Kampf- und Schützenpanzer, und ein Vorausdetachment russischer Truppen scheinen bereits eingetroffen zu sein. Mehr wird sicher folgen. Ausserdem gibt es Gerüchte, dass Russland auch kampfstärke Jagdbomber liefert.

### Demoralisierte Armee

Statt sich mit den Amerikanern auf eine syrische Koalitionsregierung unter Ausschluss von Assad, al-Qaida und dem Islamischen Staat (IS) zu einigen, setzen Moskau und Teheran einmal mehr auf den strauchelnden Diktator. Sie wissen, dass eine Eskalation in Syrien die Flüchtlingsströme in Richtung Europa anschwellen lässt und die mit sich selbst vollkommen überforderte EU noch weiter in Bedrängnis bringen wird. Europa ist handlungsunfähig, und in Washington regiert ein Zauderer.

Dabei kontrollieren Assads Armee und Milizen nur noch einen Gebietsstreifen von Damaskus im Süden bis hin zur gebirgigen Alawiten-Hochburg an der Küste. Die in Aleppo fast eingeschlossenen Truppen könnten jederzeit von mehrheitlich islamistischen Rebellen besiegt werden. Und selbst unter den Alawiten und der bisher geschlossen hinter Assad stehenden Minderheit der Drusen gärt es ganz beträchtlich. Auf dem Schlachtfeld haben die demoralisierten Regierungstruppen in den letzten Monaten nur noch Territorium verloren.

Was Putin in Latakia genau vorschwebt, wird sich wohl bald zeigen. Geht es nur um beschleunigte Waffenlieferungen, die Einrichtung einer Basis für von Russen geflogene Kampffjets, oder ist es gar der Anfang einer mit



Schützenhilfe: russischer Soldat in Syrien.

dem Iran abgestimmten Intervention mit Bodentruppen? Moderne Waffen alleine werden das Pendel kaum zurückschwingen lassen, denn selbst Assad gibt zu, dass es ihm vor allem an Soldaten fehlt. Seine Anhänger sind immer weniger bereit, sich für den Machterhalt einer kleinen Elite zu opfern. Wenn Moskau Assad also ernsthaft den Rücken stärken will, muss es eigene Truppen oder Söldner nach Syrien schicken, und zwar eher Zehntausende als Tausende.

### Zu wenig Soldaten

Wie dem auch sei: Die russische Schützenhilfe lässt den Konflikt weiter eskalieren. Die Reaktion der anderen internationalen Akteure, in erster Linie der USA, der Türkei und Saudi-Arabiens, wird kaum ausbleiben. Und damit könnte auch die bedrohliche Vorstellung Wirklichkeit werden, dass sich amerikanische oder türkische Kampffjets der internationalen Anti-IS-Koalition am Himmel über Syrien plötzlich mit modernen russischen Flugzeugen konfrontiert sehen. Vielleicht pokert Putin aber auch und hofft, er könne den Westen in eine gemeinsame Front gegen den IS hineinziehen, eine Front, deren stillschweigender Kompromiss es wäre, den Völkermörder Assad an der Macht zu halten. Das würde den Flächenbrand perpetuieren.

## Buben am Ende

Von Rico Bandle — Die Mädchendominanz am Knabenschiessen ist kein Zufall.

Das Knabenschiessen, Zürichs grosses Volksfest, war einst eine vormilitärische Waffenübung, die bei Jungen zwischen 13 und 17 Jahren die Freude am Schiessen wecken sollte. 1991 wurden erstmals Mädchen zu dem Schiesswettbewerb zugelassen. Vorerst mit bescheidenem Erfolg. Bis 2010 gab es bloss zwei Mal eine Schützenkönigin, dann verloren die Buben ihre Vormachtstellung. Bei den letzten fünf Austragungen gewann vier Mal ein Mädchen, dieses Jahr Maria Grieser, 17, Malerlehtochter aus Meilen.

Als Maria vor die Mikrofone der Fernseh- und Radiostationen trat, wurde deutlich, weshalb sich die Buben heute warm anziehen müssen: Die junge Frau redete geschliffen und selbstbewusst, als ob sie täglich vor der Kamera stünde. Ihre Antwort auf die Frage, weshalb die Mädchen besser seien als die Buben, war so präzise wie ihre Gewehrschüsse: «Ich denke, die Mädchen hören dem Instruktor besser zu und versuchen, seine Anleitungen umzusetzen. Die Knaben denken: «Das ist Männerzeugs, ich kann das schon.» Und schiessen dann vier Nuller oder so. Da denkt man halt: «Du hättest besser zugehört.»» Marias souveräner Auftritt steht sinnbildlich für eine gesellschaftliche



Souverän: Schützenkönigin Maria.

Entwicklung, die schon länger anhält. Buben gelten in der Schule zunehmend als Störfaktor, in den Gymnasien sind sie bereits arg in der Minderzahl, Tendenz weiter sinkend. Aufgeholt haben sie dafür beim Zeitaufwand vor dem Badezimmerspiegel. Die Fussballplätze sind die neuen Laufstege, wobei die Jungs neuerdings – und das ist kein Witz – am liebsten rosa-rote Noppenschuhe tragen. So wie der junge FC-Basel-Star Breel Embolo beim letzten Match der Nationalmannschaft. Vielleicht sollte man über die Umkehr der Wehrpflicht nachdenken: Mädchen gehen in die Armee – die Buben kümmern sich währenddessen um ihre Frisuren.

## Personenkontrolle

**Foletti, Sanvido, Torricelli,  
Gysi, Sommaruga, Maurer,  
Leuthard, de Quattro, Haas,  
Graber, Rossier, Graf-Litscher,  
Trede, Schneider-Ammann,  
Abd al-Asis**

Die SRG verliert im Tessin einen Teil ihrer Legitimation. Die grösste politische Partei des Kantons, die Lega dei Ticinesi, verlässt die regionalen Gremien der SRG. Alle drei Repräsentanten der Partei in der Regionalgesellschaft der italienischen Schweiz haben in der Zeitung *Mattino della domenica* ihre Demission per sofort publiziert. Konkret treten **Michele Foletti** und **Paolo Sanvido** aus dem Regionalrat und **Silvia Torricelli** aus dem Publikumsrat aus. Die drei kritisieren die Einseitigkeit und Linkslastigkeit der Berichterstattung der SRG-Medien. Lange hätten sie versucht, in der Organisation von innen her auf eine ausgeglichene Ausrichtung der SRG hinzuwirken, passiert sei aber nichts. Nun will die Partei von aussen her ihre Standpunkte vertreten. (gy)

Den Preis für die originellste Frage verdiente sich in der Fragestunde des Nationalrats diesmal **Barbara Gysi**. Die Sozialdemokratin aus Wil SG beklagte «einschneidende Personalmassnahmen» und erhöhte Druck auf das «effizient arbeitende Bundespersonal». Die Fakten: Die Kosten des Bundespersonals sind seit 2008 von 4,5 auf 5,3 Milliarden Franken angestiegen. Dank leistungsabhängigen – im Normalfall gewährten – Lohnerhöhungen von bis zu fünf Prozent im Jahr verdienen die Bundesangestellten im Durchschnitt 121 000 Franken, so viel wie in keiner anderen Branche des Landes. Das Parlament fordert deshalb eine Plafonierung der Kosten, der Bundesrat schlug immerhin Massnahmen vor, um nächstes Jahr 28 Millionen zu sparen, so eine Beschränkung der Lohnerhöhungen auf drei Prozent. Barbara Gysi stellte die Frage: «Welche präventiven Massnahmen trifft der Bundesrat, um physische oder psychische Konsequenzen auf die Mitarbeitenden zu vermeiden?» Und welche Massnahmen trifft das Volk, um beim Bundespersonal und bei gewissen Politikern den Realitätssinn zu stärken? (sär)

Schon 2013 lehnte der Bundesrat ein grösseres Engagement ab bei den Jubiläen zu Morgarten (1315) und Marignano (1515) ab. Es gebe, so die Regierung, «nicht wenige weitere [...] für die Entwicklung der Schweiz sogar bedeutsamere Ereignisse, deren ebenfalls gedacht werden könnte». Der Bund werde deshalb «nur mit Zurückhaltung» Erinnerungsfeiern zu histori-



*Demissioniert:* Stadtrat Foletti.

schen Ereignissen durchführen. Als die Diskussion um die Schweizer Geschichte Fahrt aufnahm, war es mit der Zurückhaltung schnell vorbei. Bundespräsidentin **Simonetta Sommaruga** (SP) krallte sich zunächst die 1.-August-Rede auf dem Rütli und drängte sich vergangenes Wochenende vor bei den offiziellen Feierlichkeiten in Marignano. Eigentlich war von den Organisatoren **Ueli Maurer** (SVP) als Redner vorgesehen. Umso schiefer gerieten die zeigefingernden Worte der Justizministerin. Sie warnte vor dem «Missbrauch der Mythen» für politische Zwecke, missbrauchte aber den Anlass selber und hielt eine Parteitagsrede über die Schaffung der Sozialwerke und die Emanzipation der Frauen, kurz: über die Mythen von links. (kep)

**Doris Leuthard**, Bundesrätin (CVP), ist als Mediatorin derzeit hoch im Kurs. Sie soll beim Streit um den Kauf der Swissgrid-Beteiligung des Stromkonzerns Alpiq durch die BKW vermitteln. Nachdem Alpiq angekündigt hatte, seine 30-Prozent-Beteiligung an der Stromnetzgesellschaft vollständig zu verkaufen, gab der Berner Stromkonzern BKW bekannt, er wolle von einem Vorkaufsrecht Gebrauch machen und das Alpiq-Paket übernehmen. Westschweizer Vertreterinnen wie die Waadtländer Regierungsrätin **Jacqueline de Quattro** bängen um den Einfluss der Romandie bei Swissgrid. Die Fronten sind derart verhärtet, dass die Energiekommission Elcom jetzt die Reissleine zog und den Aktiendeal sistierte. Nun soll Bundesrätin Leuthard helfen. Die verfeindeten Vertreter von Bern und der Romandie haben die Energieministerin um eine Mediation gebeten. Ein Termin steht noch nicht fest. (hmo)

Der Schweizer Botschafter im Iran, **Giulio Haas**, Diplomat mit Flair für schrägen Humor, leistete sich bei einem Auftritt vor Unternehmern in Zürich einen Fauxpas. Er präsentierte eine Karikatur, die eine amerikanische und iranische Taube zeigte, welche auf dem Kopf



«Psychische Konsequenzen»: Nationalrätin Gysi.



*Mythen von links:* Simonetta Sommaruga.

von Israels Premierminister Benjamin Netanyahu ihr Geschäft verrichten. Das ist bei einigen Zuhörern und Zuschauern schlecht angekommen. SVP-Nationalrat **Jean-Pierre Graber** hat jetzt sogar beim Bundesrat interveniert. Die Karikatur beleidigte einen demokratischen Staat. Graber wollte von der Regierung wissen, ob diese den Fehltritt des Botschafters sanktionieren werde. Nun hat der Berner Nationalrat die Antwort aus dem Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) erhalten. Das EDA bedauert den Vorfall, denkt aber nicht an Sanktionen. Um allfälligen Missverständnissen vorzubeugen, habe aber EDA-Staatssekretär **Yves Rossier** mit Vertretern des israelischen Aussenministeriums telefoniert – und die Taubendreckgeschichte sollte nun aus der Welt sein. (hmo)

Sollen Männer, die nicht ins Militär gehen und dafür einen zivilen Ersatzdienst leisten, beispielsweise in der Schule eingesetzt werden dürfen? Aber sicher, fand die Thurgauer Nationalrätin **Edith Graf-Litscher** (SP). Sicher nicht, hielt ihr Kollegin **Verena Herzog** (SVP) entgegen.



*Taubendreckgeschichte:* Botschafter Haas.



*Väterliche Intervention:* Schneider-Ammann.

gen: Wie viel Unruhe wolle man noch im Klassenzimmer stiften? Es habe schon genug Therapeuten, die den Unterricht störten. Die Berner Nationalrätin **Aline Trede** (Grüne) liess den Einwand nicht gelten. Die Zivildienstleistenden würden eben nicht Unruhe, sondern Ruhe bringen – und Trede verwies nebenbei auf die übliche Unruhe, die hier im Saal vorherrsche. Worauf sich auch noch der für das Geschäft zuständige Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** väterlich einschaltete: «Ich hoffe, dass wir nicht so weit kommen, dass auch hier in diesem Saal Zivis Dienst leisten, um dafür zu sorgen, dass wir miteinander einen geordneten Betrieb haben können.» (*kep*)

In wenigen Tagen beginnt der Hadsch, die islamische Pilgerreise nach Mekka. Gastgeber **Salman ibn Abd al-Asis**, König von Saudi-Arabien, hat vorgesorgt. Zeltunterkünfte für drei Millionen Pilger hat er bereitstellen lassen, wie die *Welt* berichtet. Keine gewöhnlichen Zelte freilich, sondern klimatisierte Hightech-Unterkünfte, «aus Fiberglas hergestellt und mit Teflon beschichtet, um gegen Sonne und Feuer zu schützen». In ein paar Wochen, wenn der Pilgerstrom sich in alle Welt verflüchtigt hat, stehen diese Luxuszelte wieder leer. Ideal für syrische Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten in Irak und Syrien! Fehlanzeige. Denn wie alle anderen Golfstaaten verweigert auch Saudi-Arabien seinen Glaubensbrüdern auf der Flucht eine sichere Unterkunft, frei nach dem Motto: «Beten ja, retten nein.» Vielleicht zitiert während des Hadsch ein Imam Sure 9,60: «Keiner von Euch hat den Glauben erlangt, solange ihr für euren Nachbarn nicht liebt, was ihr für euch selbst liebt.» (*geh*)

## Nachruf



*Stolzer libanesischer Patriot:* Offizier Lahad.

**Antoine Lahad (1927–2015)** — Für die einen war der Libanese Antoine Lahad ein ruchloser Verräter, weil er mit dem israelischen Feind kollaboriert hatte. «Wir werden ihn nicht vermissen», entfuhr es deshalb Kommentatoren, als sie von seinem Tod hörten. In Israel wurde Lahad hingegen als stolzer libanesischer Patriot geschätzt, weil er stets an den Frieden geglaubt habe. Lahad war eine der schillerndsten Personen im Nahen Osten. Ab 1984 leitete er die Südlibanesisische Armee (SLA), eine mit Israel verbündete Miliz. Zunächst befehdete der maronitische Christ die Palästinenser im Südlibanon, später griff er die radikal-islamische Hisbollah an. Als williger Handlanger der israelischen Besatzungstruppen wurde er in Beirut verächtlich gemacht, während man ihn in Jerusalem als verlässlichen Verbündeten pries.

Mit dem Rückzug Israels aus dem Südlibanon im Jahre 2000 war die SLA am Ende, weil sie fortan nicht mehr von Israel unterstützt wurde. Zunächst lebte Lahad in Tel Aviv, wo der Berufsoffizier ein libanesisches Restaurant führte. Weil er sich aber im Land, für dessen Sicherheit er einst gekämpft hatte, nicht willkommen fühlte, liess er sich definitiv in Paris nieder, wo Lahad in diesen Tagen gestorben ist.

Dass sein Leichnam jetzt in seine alte Heimat überführt werden soll, sorgt in Beirut für Zoff. Lahads Feinde protestieren am internationalen Rafik-Hariri-Flughafen dagegen, dass der Mann, den ein libanesisches Gericht wegen Landesverrats zum Tod verurteilt hat, in der Stadt seiner Väter seine letzte Ruhe finden soll. *Pierre Heumann*



*Pionier der Öffentlichkeit:* Grafiker Frutiger.

**Adrian Frutiger (1928–2015)** — Er war für alle sichtbar, auch als er selbst unsichtbar geworden war. Vergessen von den Produktiven. Ein solcher war Adrian Frutiger jahrzehntelang – und er war nicht nur produktiv, sondern international erfolgreich, er war der Schriftgestalter, der die Schweiz in Sachen Typografie in die Welt brachte. Die Schrift *Univers*, die Frutiger in den fünfziger Jahren entwickelte, gilt in der Gestalterszene weltweit als kleinster gemeinsamer Nenner. Apple, Audi, die Deutsche Bank oder die Fluglinie *Swiss* benutzen sie. Frutiger war ein Pionier der Öffentlichkeit, doch er ging der Öffentlichkeit verloren, und wer sich an ihn erinnerte, klingelte in den letzten Jahren an seinem Zuhause ins Leere.

Die *Univers*, nur eine von dreissig Schriftarten von Frutiger, verbindet die Idee der Schweiz mit dem Talent eines Schweizer: grösstmögliche Neutralität bei universellen Verwendungsmöglichkeiten. Die *Univers* will sich nicht festlegen und sperrt sich gegen den Versuch einer Kategorisierung. Ihre Form ist weich und hart aufs Mal, ihr Grauwert ebenmässig, und Experten meinen, dass die *Univers* die erste planmässig entworfene Schrift überhaupt sei.

Ein Schaffer, ein stiller Kopf. Mit internationalen Preisen geehrt, gewürdigt für seine Leistungen. Und jeder, der heute oder morgen auf der Autobahn seinen Weg sucht, wird ihm danken. Auch auf den Autobahnschildern sorgt eine seiner Schriften für Orientierung. Adrian Frutiger ist nach langer Krankheit im Pflegeheim in Bremgarten bei Bern gestorben. *Daniele Muscionico*

# Torhüter Europas

Von Boris Kálnoky — Er gilt in Europas Eliten als Fremdenfeind und moralische Schande. Zu Hause preisen ihn viele als letztes Bollwerk gegen die Massenmigration. Wer ist Ungarns Premier Viktor Orbán?

Sonnengebräunt und selbstgewiss stand Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán Anfang September vor den Brüsseler Journalisten, neben ihm ein frustriert wirkender EU-Parlaments-Präsident Martin Schulz. Gerade hatten sie einander unter vier Augen ihre total gegensätzlichen Standpunkte zur Flüchtlingskrise um die Ohren gehauen. Schulz hatte darauf gedrängt, dass Orbán sich in eine «europäische Lösung» und «verbindliche Quoten» fügt, und Orbán hatte kühl erwidert, dass das, was er «Lösung» nenne, nur organisierte Ratlosigkeit und daher schädlich sei. Mehr als jedes Wort sagte die Körpersprache der beiden Männer: Orbán war in seinem Element, Körper und Mimik schienen zu sagen: «Ich weiss, wer ich bin, und ich weiss, was ich tue.» Schulz dagegen wirkte wie jemand, der es nicht erwarten kann, aus dem Zimmer zu eilen.

In klaren, knappen Sätzen führte Orbán aus, dass «europäische Führer» (wie Schulz) die «Kontrolle verloren» und keine Lösung hätten, die EU-Regeln zur Grenzkontrolle nicht mehr beachtet und auch Ungarn daran hindern wollten, sie zu beachten. «Hindert uns wenigstens nicht bei der Arbeit», sagte er. Mehr Geringschätzung geht nicht. Schulz sah entsprechend aus: wie jemand, der gerne einen Treffer landen würde, aber es einfach nicht kann. Nur drohen: «Es droht die tiefste Spaltung, welche die EU je erlebt hat», sagte er und meinte damit, dass zwischen Ungarn und Westeuropa die Brücken brechen könnten.

## «Form seines Lebens»

Diese Haltung spiegelt sich in den Kolumnen westeuropäischer Medien und den Äusserungen westlicher Politiker. Orbán ist für sie zum Antichristen geworden, zum «Oberschurken Europas», wie die *Bild* schrieb. Der österreichische Bundeskanzler Faymann bemüht gar Nazivergleiche gegen ihn.

Und doch sieht er aus, als sei es ihm nie besser gegangen. Insider bestätigen, dass er in der «Form seines Lebens» ist. Auf dem alljährlichen «Picknick» seiner Parteigetreuen in Kötöcse kürzlich sei er «gelöst und witzig» gewesen, sagen mehrere Teilnehmer. Und er habe Folgendes von seinem Brüssel-Besuch erzählt: Der EU-Ratspräsident und polnische Regierungschef Donald Tusk habe ihm im Vertrauen gesagt: «Viktor, halte drei Monate durch, dann wird die Stimmung kippen.» Gemeint war die neue Flüchtlingsfreundlichkeit vor allem in Deutschland.

Lange redete Orbán in Kötöcse über die europäische Gesamtlage und schien, so erzählen Teilnehmer, die Krise als Chance zu sehen: dass nämlich das Flüchtlingschaos überall in Europa Kräfte stärken könnte, deren Weltsicht seiner eigenen ähnelt. Mehr Nationalstaat, weniger Europa. Weniger Liberalismus, mehr Familie, mehr Kinder, mehr soziale Kohäsion.

Fast scheint es, als versuche er, gezielt auf die europäische Öffentlichkeit einzuwirken, sich zur Stimme der «schweigenden Mehrheit» weit über Ungarn hinaus zu machen. Kaum ein

## «Diese Völkerwanderung ist das Ende der europäischen Kultur.»

Regierungschef geht öfter nach Brüssel als er, um dort Reden und Pressekonferenzen zu halten. Er gibt Interviews links und rechts. Er will nicht nur in Ungarn, sondern in den europäischen Gesellschaften Tiefenwirkung entfalten.

Sein polnischer Biograf Igor Janke schreibt, dass er einer ist, der das Zeug dazu hat, Europa durchzurütteln wie einst Margaret Thatcher. Er sagt aber auch, dass Orbán sich dabei selbst im Weg steht. Weil er kein Talent und keine Geduld für Konsenssuche habe, für den Aufbau von Bündnissen. Er ist zu konfrontativ. Es ist, als mache ihm Streit mehr Spass als Harmonie.

Orbán ist ein Kämpfer, ein Siegertyp, der zwar schon Schlachten verlor, aber am Ende meistens der Gewinner blieb. Gegen die Kommunisten, als die Diktatur noch mächtig und er noch jung und chancenlos schien. Gegen die monopolhafte Pressemacht der linken und liberalen Medien in Ungarn nach der Wende, an denen er sich später rächte. Gegen den Druck der Grossen und Guten der EU, die ihn nicht von einer tiefen Umgestaltung Ungarns im «nationalen» Geiste abzuhalten vermochten. Gegen den Druck multinationaler Unternehmen, die er bedrängt und besteuert, um mit diesem Geld die «einfachen Bürger» zu entlasten und den einheimischen Mittelstand zu stützen.

Er scheint zu denken, dass er auch diesmal gewinnen wird, im grossen Ringen um Öffnung oder Schliessung Europas in der Flüchtlingskrise. Es ist ein Kräftemessen, dessen Ausgang Schicksal und Identität des Kontinents prägen wird. Orbáns Gegenpol ist Bundeskanzlerin Angela Merkel. Dabei ist sie diejenige, die immer diskret ihre schützende Hand über ihn hielt, wenn er in Brüssel als «uneuropäisch»



*Mehr Nationalstaat in Europa:* Ministerpräsident

angegriffen wurde. Aber nun greift er Deutschland und Merkel in der Flüchtlingsfrage als «unverantwortlich» an. Sie und er sind die beiden einzigen politischen Führer in Europa, die sich in der Flüchtlingskrise zu starken Entscheidungen aufgekratzt haben. Merkel setzte alles auf eine Öffnung der Grenzen für die Schutzbedürftigen. Orbán alles auf eine Schliessung.

Beide wurden dafür gefeiert und angefeindet – und gehen hohe Risiken ein. Merkel wurde in den deutschen Medien bejubelt, aber die Stimmung kann kippen, falls als Folge ihrer Flüchtlingspolitik Arbeitslosigkeit, Steuern und Kriminalität steigen sollten. Schon jetzt herrscht in der Schwesterpartei CSU Aufruhr. Nur eine Woche nach der Grenzöffnung war Deutsch-





Orbán in seinem Privatbüro im Parlamentsgebäude.

land «am Ende der Belastbarkeit» gelangt und führte wieder Grenzkontrollen ein.

### Immer die härtere Strategie

Orbán dagegen wird – zumindest in Ungarn – gefeiert, weil er die Grenzen mit rabiaten Zwangsmitteln schliesst und Dinge sagt wie: «Diese Völkerwanderung ist das Ende der europäischen Kultur.» Seine Popularität steigt, die inneren Risse, an denen seine Fidesz-Partei noch vor wenigen Monaten laborierte, sind wie weggewischt. Aber auch er geht Risiken ein. Der Druck aus dem Westen, um Orbán auf EU-Linie zu bringen, könnte so gross werden, dass es wehtut. Und wenn sein neuer Grenzzaun in Richtung Serbien den Flüchtlingsstrom nicht nachhaltig stoppt, wird die radi-

kal rechte Jobbik-Partei daraus Kapital schlagen (siehe Seite 20). Gewählt wird 2018.

Orbán hat wie immer die härtere Strategie gewählt. Es ist so etwas wie sein persönliches Motto. «Wir sind insofern konservativ, als wir bei zwei Lösungsansätzen immer den härteren wählen», sagte er einmal auf einer internen Besprechung mit konservativen Chefredaktoren. Er hatte ihnen gerade mitgeteilt, dass ihre Medien weniger Geld aus staatlichen Anzeigen bekommen würden. Weil sie zuletzt kritischer berichtet hatten. Weil er neue, noch loyalere parteinahe Medien aufbauen wollte.

Wie «konservativ» es ist, Steuergelder für Parteipropaganda auszugeben, sei dahingestellt. Aber Viktor Orbán hat zeit seines

Lebens immer die denkbar «härteste» Strategie gewählt, ohne jeden Respekt für die herrschende Ordnung. Immer gegen den Strom – oder das, was als Strom galt. Er meinte immer eine andere, tiefere Strömung spüren zu können. Die der Unzufriedenheit mit dem Kommunismus. Dann die Unzufriedenheit mit der teilweise verkorksten Wende. Jetzt die Unzufriedenheit in weiten Teilen der europäischen Gesellschaften in der Flüchtlingskrise.

Der Weg seines Lebens ist der eines Dorfjungen zum einflussreichsten Politiker Ungarns seit dem Fall des Eisernen Vorhangs. Er steht in seiner dritten Amtszeit als Ministerpräsident. Er ist der eine Bezugspunkt, um den sich in Ungarn alles dreht. Ohne Orbán wüsste selbst



*Für Bücher kann nicht viel Zeit geblieben sein:* Orbán mit seinem Fussballverein Felcsút.

die linke Opposition nicht, worüber sie reden sollte – sie erschöpft sich darin, ihn als Bösewicht zu verteufeln.

Viktor Orbán, 1963 geboren, verbrachte seine Kindheit in zwei kleinen Orten, gut 35 Kilometer westlich von Budapest. Er wuchs in einem einfachen Elternhaus auf, wie er selbst einmal sagte, «ohne jede Kultur». Der Vater war ein harter Mann, der ebenso hart arbeitete und den jungen Viktor mit körperlichen Züchtigungen erzog. Der Knabe verbrachte viel Zeit beim Grossvater. Der war glühender Patriot. Das scheint Orbán geprägt zu haben.

Der Junge verbrachte viel Zeit auf dem Bolzplatz. Fussball wurde für ihn zur Leidenschaft. Noch als Ministerpräsident blieb er eingetragener Spieler seines Heimatvereins Felcsút. Ein Nebeneffekt: Er kann unzählige Volkslieder auswendig und singt noch heute mit, wenn gefiedelt wird. «Im Mannschaftsbus wurde unterwegs zu den Auswärtsspielen viel gesungen», erzählt er. Für Bücher kann nicht viel Zeit geblieben sein. Trotzdem reichte es für ein gutes Abitur.

### **Ideologie ist zweitrangig**

Fussball und Volksmusik waren in Ungarn auch Politik. Die sogenannte Tanzhausbewegung war ein indirekter Protest gegen die kommunistische Tabuisierung nationaler Bezugspunkte. «Es war nationaler Widerstand», sagt Orbán. Als Ungarns Goldene Mannschaft 1954 knapp gegen Deutschland die Weltmeisterschaft verpasste, war das einer jener seltenen Momente, in denen im Dunkel des Kommunismus Nationalstolz aufblitzte. Bis heute sehnt sich Orbán danach, eine neue goldene Fussballära herbeizuführen. Er fördert den Bau neuer Stadien, schuf in seinem Heimatort Felcsút eine

eigene Fussballakademie. Das dortige Stadion – finanziert von Firmen, die Orbáns Gunst nicht verlieren möchten – sieht aus wie eine Kathedrale im organischen Stil des mittlerweile verstorbenen Architekten Imre Makovecz.

Nach dem Abitur folgten zwei Jahre Militärdienst. Dort empörte Orbán die Ineffizienz der kommunistisch organisierten Armee. Er mag

---

### **Orbán hatte keinen Respekt vor der Macht. Er hat nur Respekt vor Machern.**

---

bis heute vor allem eines nicht: Dinge, die nicht funktionieren. Ideologie ist zweitrangig. So sieht er auch die heutige europäische Flüchtlingspolitik: Er lehnt sie deswegen ab, weil sie nicht funktioniert – so schön die moralischen Grundsätze auch sein mögen.

Es war die Zeit der polnischen Solidarnosc-Bewegung gegen den Kommunismus. Orbán diente in einer Elite-Einheit, die den Kommunismus auch in «Bruderländern» verteidigen sollte. Die Soldaten wurden in Alarmbereitschaft versetzt und warteten auf ihren Marschbefehl nach Polen. Orbán hatte sich mit einem Rekruten aus einer intellektuellen Familie namens Gábor Fodor angefreundet, gemeinsam harrten sie der Dinge. Beide bewunderten die polnischen Widerständler. Fodor quälte der Gedanke, was er täte, wenn ihm befohlen würde, auf sie zu schießen. Er beschloss, im Notfall zu desertieren, vertraute er später dem Orbán-Biografen Igor Janke an. Orbán hingegen überlegte kurz und entschied, sich keine Gedanken zu machen. Weil das Problem noch nicht da war. Er werde dann nachdenken, wenn eine Entscheidung nötig sei. Das ist bis heute sein Stil.

Nach dem Militär folgte das Jura-Studium. Fodor, immer noch an Orbáns Seite, war ein Geistesmensch, liberal, belesen, aus bürgerlicher Familie. Für den weniger gebildeten Orbán wurde er zum Mentor. Er empfahl ihm Bücher, verstrickte ihn in Diskussionen über Geschichte, andere Länder, Literatur und philosophische Themen. Orbán sog alles auf. Über seine pragmatische, patriotische, ordnungsorientierte Prägung aus der Kindheit legte sich eine Schicht liberaler Gedanken.

In diesen letzten Jahren des Kommunismus experimentierte Ungarn mit kleinen Portionen Freiheit. Das Bibó-István-Wohnheim, in dem Orbán und Fodor lebten, führte die Studentenselbstverwaltung ein. Das wurde für Orbán und seine Freunde, die in dieser Selbstverwaltung sass, zum Labor: Die Debatten, der Wahlkampf vor Vorstandswahlen, Strategieentscheidungen – das alles nahmen sie bluternst, setzten sich durch, lernten, wie man durch Wahlen Macht erringt, erhält und ausübt. Orbán wurde natürlich Vorsitzender. Er und seine Freunde regierten das Wohnheim.

Heute regiert dieser Freundeskreis Ungarn. Der Staatspräsident (János Áder), der Parlamentspräsident (László Kövér), der Ministerpräsident (Orbán) – sie alle waren Weggefährten in diesem Wohnheim. Auch Orbáns spätere Ehefrau Anikó Levai.

### **Kampfansage vor der Wende**

Mehr als alle ideologischen Fragen ist es die erprobte Verlässlichkeit ihrer Freundschaft, die diesen engen Kreis zusammenhält. Von daher rührt zugleich der häufigste Vorwurf gegen ihn und die Partei: dass Posten nur an Freunde vergeben würden. Da ist viel dran – man vertraut nur einander. Bricht einer das Vertrauen, wird er bestraft. Wie der Geschäftsmann Lajos Simicska, bis 2014 Orbáns informeller Schatzmeister. Er machte Anstalten, selbst ein Machtfaktor werden zu wollen. Jetzt stürzen seine Firmen ab, Staatsaufträge für sie gibt es kaum noch.

Bald gründeten Orbán und seine Freunde eine Studentenvereinigung, aus der später die heutige Regierungspartei wurde. Die Polizei meldete sich deswegen bei ihm, und obwohl das noch im Kommunismus war und alle Angst vor der Staatssicherheit hatten, wurde der verdattete Uniformträger von Orbán nur belehrt und lächerlich gemacht. Er hatte keinen Respekt vor der Macht. Er hat nur Respekt vor Machern.

Seine eigentliche Karriere als Politiker begann am 16. Juni 1989. Da hielt er als ausgewählter Vertreter der ungarischen Jugend eine Rede vor Hunderttausenden Menschen, während weitere Millionen im Fernsehen zusahen. Der Text war nicht abgesprochen, Anlass war die Umbettung der sterblichen Überreste des ungarischen Ministerpräsidenten der Revolution von 1956, Imre Nagy, 31 Jahre nach dessen Hinrichtung.

«Meine Mitbürger», begann Orbán, und schon dieses Betonen des «Bürgerlichen» war in jenen Monaten vor der Wende eine Kampf-ansage. Er forderte freie Wahlen, den Abzug der Russen und sprach von Ungarns langem Kampf um Freiheit – gegen die Österreicher 1848 und gegen die Russen 1956. Nun sei es an der Zeit, diese «nie aufgegebenen Ziele der Nation» endlich durchzusetzen.

### Gegen Fremdherrschaft

Alle, die es hörten, waren elektrisiert. Auch westeuropäische Liberale feierten ihn als den Mann ihrer Herzen. Sie hatten aber nicht genau hingehört: Freiheit war für Orbán nicht nur die individuelle Freiheit der Liberalen, sondern schon damals die kollektivere «Freiheit der Nation» gegen Fremdherrschaft. Das kam im Westen gut an, als es noch gegen die Russen ging. Heute verteidigt er die Spielräume der «ungarischen Nation» gegen Einmischung aus Brüssel. Das kommt weniger gut an, und ein wenig hat man wohl auch Angst, dass er Sand ins Getriebe bringt. Es erklärt vielleicht, warum er so angefeindet wird.

Er war dennoch auch liberal, teilweise aus jugendlichem Sturm und Drang, teilweise aus Verehrung für Ronald Reagans Amerika, das die Sowjets in die Knie gezwungen hatte. In den tieferen Schichten seiner Seele regte sich jedoch das, was er in seiner Rede forderte: nationale Selbstfindung und Selbstbestimmung.

Erst musste er sich selbst finden. Die freche Jugendlichkeit, mit der er seine Partei als «Liberaler» in die ersten Wahlen führte, gefiel den Ungarn aber vier Jahre später, 1994, schon nicht mehr. Es gab keinen Platz neben einer anderen, stärkeren liberalen Partei, dem damaligen «Bund Freier Demokraten» (SZDSZ).



Weggefährten: mit László Kövér (r.), 1989.

Zugleich kollabierte die konservative Partei der Wendezeit, das «Ungarische Demokratische Forum» (MDF). Raum für eine politische Zukunft war nur rechts. Orbán zwang seine Partei in eine neue, konservative Identität. Daran zerbrach seine Freundschaft mit Fodor, der liberal blieb und die Partei mit vielen anderen verliess.

Diese Wende war kein rein opportunistisches Manöver. Bei Orbán hatte ein Prozess konservativer Selbstfindung begonnen. Er wurde all-

### Er will multinationale Konzerne zurückdrängen und den einheimischen Mittelstand fördern.

mählich vom Kirchenverächter zum Christen. Ein wichtiger Einfluss war einerseits seine Frau Anikó Levai, eine gläubige Katholikin, die heute Flüchtlinge betreut, während ihr Mann als Flüchtlingshasser verteufelt wird, andererseits der reformierte Priester Zoltán Balog, den Orbán später zum Minister für Humanressourcen machte. Balog zelebrierte 1997 die kirchliche Trauung der beiden. Erst im Jahr 2000 war Orbán so weit, sich confirmieren zu lassen.

Wenn man den Priester über das Christentum reden hört, versteht man, warum Orbán ihn mag: Da ist viel von der historischen Rolle des Calvinismus für das Überleben der ungarischen Nation unter fremden Herrschern die Rede (etwa unter den katholischen Habsburgern). Wenn man nach Orbáns seelischen Stützen in Stunden des Zweifels sucht, sind es wohl vor allem diese beiden, seine Frau, mit der er fünf Kinder hat, und der Priester.

Anikó Levai ist ein wenig wie er: Auch aus einer ländlichen Familie, auch Juristin, auch praktisch und nüchtern. Als sie nach Budapest



Seelische Stütze: Familie, 2013.

kam, mochte sie die Milch nicht trinken, weil sie nicht direkt aus der Kuh kam und nicht schmeckte. Über Orbán und die Politik sagt sie, Politik sei ein Beruf wie jeder andere, da brauche es Kompetenz und Rechtschaffenheit: «Was im Privatleben richtig ist, ist auch im Beruf richtig.» Orbán zitiert diesen Satz gerne, allerdings aus dem Munde Helmut Kohls. Das sei dessen Antwort gewesen, als Orbán ihn einmal gefragt habe, wie er denn das Verhältnis zwischen Politik und Moral sehe. Er ist dennoch ein Praktiker der Macht, der auch vor den derberen Kraftgriffen des Handwerks nicht zurückschreckt. Insbesondere nicht davor, Schlüsselpositionen an Verbündete zu vergeben und bei Staatsaufträgen parteinahe Firmen zu bevorzugen. Das hat er sich bei den Sozialisten abgeschaut. Ältere, noch kommunistisch sozialisierte Richter liess er pensionieren, um Platz zu machen für seine Generation. Ohne ersichtlichen Grund regelte er den Tabakmarkt neu, Lizenzen gab es gemäss Medien vorwiegend für treue Gefolgsleute überall im Land.

Aber er fragt sich auch immer, was er mit der gefestigten Macht tut, wozu sie dient, wohin die Reise gehen soll. In den Medien fragt man sich meistens nicht, was ihn bewegt. Und noch weniger, ob er auch Positives geleistet hat. Lieber bedient man das Klischee vom bösen, machthungrigen Menschen.

### Ein kleines Deutschland

Dabei würde es sich lohnen, darüber nachzudenken. In seiner ersten Regierungszeit, von 1998 bis 2002, versuchte er, aus Ungarn ein kleines Deutschland zu machen. Aber nach seinem zweiten Wahlsieg 2010 erkannte er, dass er sein Land in einer neuen Welt führen muss, die sich rapide verändert. Nach der Wirtschaftskrise 2008 und in der Flüchtlingskrise jetzt ist nichts mehr, wie es einst war.

Seine Antwort ist die Zentralisierung der Macht, um in der globalisierten Welt schneller und durchgreifender auf Krisen reagieren zu können. «Neomerkantilismus» nennt er seine protektionistische Wirtschaftspolitik; er will multinationale Konzerne, wo es geht und Sinn macht, zurückdrängen, mehr nationalstaatliche Lenkung, den einheimischen Mittelstand fördern. Einen «illiberalen Staat», wie er letztes Jahr sagte – und damit einem Skandal verursachte (siehe Seite 21).

Die Antwort Deutschlands und anderer EU-Mächte auf die Herausforderung der Globalisierung ist es hingegen, die Wirtschaft zu liberalisieren und mehr politische Macht in Brüssel zu zentralisieren: «Mehr Europa.» Das ist ein Widerspruch, die Wurzel allen Ärgers zwischen Orbán und den Europäern. Orbán ist überzeugt, dass er richtigliegt. Dass die Geschichte nicht in Richtung eines europäischen Superstaates geht. Wenn doch, wird er eines Tages nicht mehr der Geeignete sein, um Ungarn zu führen. ○

# Krawallmacher von ganz rechts

Von Wolfgang Koydl — Die rechtsradikale ungarische Jobbik will künftig seriöser auftreten. Doch an ihrem Hass auf Juden, Roma und alles Fremde ändert sich nichts.



Hilfsgendarmerie der Jobbik: Die Ungarische Garde an einer Partei-Veranstaltung, 2015.

Einen Shitstorm lang war sie das hässliche Gesicht einer hässlichen Partei: Die Kamerafrau Petra László, die einem syrischen Flüchtling mit einem Kind auf den Schultern ein Bein stellte, arbeitete bei einem TV-Sender der rechtsextremen ungarischen Partei Jobbik. Die Blutgrätsche der Journalistin freilich ging sogar der radikalen Gruppierung zu weit: Frau László wurde sang- und klanglos gekündigt. Ihr Verhalten passte vermutlich nicht zum neuen Erscheinungsbild der Jobbik, das der jugendliche Parteichef Gábor Vona vor kurzem angeordnet hatte. Seriös sollte die Organisation auftreten, ihr Programm «differenzierter» erklären. «Unsere Leidenschaft», so erklärte der 37-Jährige verharmlosend, «führte oft zu Stilfehlern.»

So kann man es natürlich auch nennen, wenn Parteiprogramm und Parteiführung hinter aller Unbill für Ungarn wechselweise eine jüdische Weltverschwörung, Bevormundung durch die Europäische Union oder schlicht Diebstahl durch schmutzige Zigeunerbanden vermuten. Wenig stilvoll verhielten sich auch – bis zu deren Verbot – die Mitglieder der Ungarischen Garde, die als Saalordner bei Jobbik-Parteiveranstaltungen durchgriffen, in Kleinstädten zuweilen in voller Montur als Hilfsgendarmerie aufmarschierten, Roma-Siedlungen bedrohten und deshalb nicht von ungefähr an die Schlä-

gertrupps der nationalsozialistischen SA erinnerten.

Die Jobbik Magyarorszáért Mozgalom – so der vollständige Name der «Bewegung für ein besseres Ungarn» – entstand vor zwölf Jahren aus einer Verbindung antikommunistischer Studenten. «Jobbik» ist ein Wortspiel: Der Begriff kann dabei sowohl für «die Besseren» als auch für «die Rechteren» stehen. In ihrem Programm bezeichnet sich die Partei als «werteorientiert, konservativ, aber radikal agierend, christlich und patriotisch».

## In der Migrationskrise scheint Jobbik zum ersten Mal ins Trudeln zu kommen.

Jobbik macht allerdings keinen Hehl daraus, wie weit rechts sie wirklich steht. So knüpft sie unverhüllt an die Pfeilkreuzler-Bewegung an. Diese faschistische und antisemitische Organisation bestimmte von 1935 bis 1945 die ungarische Politik und war mit Nazideutschland verbündet. Die Jobbik freilich legt Wert auf die Feststellung, nicht antisemitisch, sondern «antizionistisch» zu sein. Vor einigen Jahren empfahl Parteichef Vona gleichwohl, «vorsorglich» Listen von ungarischen Juden anzulegen, die auch einen israelischen Pass besitzen.

Ausserdem betreibt die Jobbik einen Kult um Miklós Horthy, der als sogenannter Reichsverweser nach dem Ersten Weltkrieg ein autoritäres Regime errichtete. Zu den Parteizielen gehört auch eine Revision des Vertrages von Trianon, bei dem Ungarn als Verlierer des Ersten Weltkrieges den grössten Teil seiner Territorien an Rumänien, die Slowakei und das damals neugegründete Jugoslawien verlor.

Die Ziele der Partei verfangen bei vielen ungarischen Wählern offenbar sehr gut. Schon sieben Jahre nach ihrer Gründung wurde die Jobbik bei den Parlamentswahlen von 2010 zur drittstärksten Partei. Bei den Wahlen von 2014 stimmte bereits jeder fünfte Ungar für die Neonazis – wie sie seit einem Gerichtsurteil offiziell genannt werden dürfen. Mit 20,5 Prozent der abgegebenen Stimmen und 23 Abgeordneten im 199-sitzigen Parlament rangieren sie zwar hinter der regierenden Fidesz-Partei von Ministerpräsident Orbán und den Sozialisten der MSZP auf dem dritten Rang. Da die MSZP aber ein Zusammenschluss mehrerer kleiner Gruppen ist, dürfte die Jobbik tatsächlich bereits die zweitstärkste politische Kraft im Land sein.

### «Verlauste, dreckige Mörder»

Auch im Europaparlament sind die Rechtsradikalen seit fünf Jahren vertreten. Ihre prominenteste Vertreterin dort ist die 52-jährige Juristin Krisztina Morvai. Sie arbeitete als Menschenrechtsanwältin bei den Vereinten Nationen. Die Menschenrechte freilich scheinen für sie nicht unbedingt universal zu gelten. Die Israelis bezeichnete sie einmal als «verlauste, dreckige Mörder», ihren jüdischen Kritikern richtete sie aus, sie sollten lieber «mit ihren kleinen beschnittenen Schwänzen zu spielen».

Beobachter führen den Erfolg von Jobbik unter anderem darauf zurück, dass die beiden anderen grossen Parteien sich nie inhaltlich mit den Krawallmachern auseinandergesetzt hatten, sondern sie kopierten. Aber auch in Ungarn gilt das politische Prinzip, dass dem Wähler im Zweifel das Original lieber ist als eine Kopie. Erst vor wenigen Monaten jagte die Jobbik der regierenden Fidesz bei einer Nachwahl ein als sicher geltendes Parlamentsmandat ab.

In der Migrationskrise freilich scheint Jobbik zum ersten Mal ins Trudeln zu kommen. Zu Demonstrationen gegen die Flüchtlinge vor dem Budapester Ostbahnhof fanden sich lediglich ein paar hundert Mitstreiter ein. Vielleicht rächt sich jetzt auch die pro-islamische Haltung der Jobbik. Parteichef Vona bezeichnete den Islam einmal als «letzte Hoffnung der Menschheit inmitten der Düsternis der Globalisierung und des Liberalismus». Angesichts der Bilder von Tausenden, überwiegend muslimischen jungen Männern, die seit Monaten über die serbische Grenze im Land einfallen, fühlen sich die Ungarn eher bei Orbán aufgehoben. Der gab unlängst klipp und klar zu verstehen, was er von muslimischen Einwanderern hält: nichts. ○

# Hummelflug auf Ungarisch

Von Florian Schwab — Trotz antiliberaler Wirtschaftspolitik wuchs das ungarische Bruttoinlandprodukt vergangenes Jahr um fast 4 Prozent. Premier Orbán erklärt den unerwarteten Erfolg auf seine eigene Weise.

Die Finanzpresse arbeitet sich seit Jahren an Viktor Orbán ab. Er sei investorenfeindlich, sein Kurs führe geradewegs ins ökonomische Verderben. So klagte der britische *Economist* Mitte 2012, Orbán ergehe sich in «grossartigen Plänen», und wenn diese nicht funktionierten, würden neue Steuern erfunden. Zur gleichen Zeit diagnostizierte die *Financial Times* eine ungarische «Horrorshow». All den Unkenrufen zum Trotz: Momentan triumphiert Orbán. Im vergangenen Jahr wuchs das Bruttoinlandprodukt (BIP) um 3,6 Prozent. Die Arbeitslosigkeit sank von 11,3 Prozent im Jahr 2010 auf zuletzt 7,8 Prozent. In einem Interview mit der ungarischen Tageszeitung *Napi Gazdasag* verkaufte Orbán den Erfolg seiner Wirtschaftspolitik als «das ungarische Modell». Dieses sei «wie eine Hummel»: Nach «wissenschaftlichen Erkenntnissen sollten Hummeln aufgrund ihres Gewichts, ihrer Grösse und ihrer Flügelspannweite eigentlich nicht fliegen können. Und doch tun sie es.»

Von den sozialistischen Vorgängerregierungen, die das Land seit 2002 geführt hatten, erbte Orbán bei seinem Amtsantritt im Jahr 2010 nicht nur eine Rezession, steigende Staatsverschuldung, hohe Inflation und grosse Abhängigkeit von EU-Geldern, sondern auch ein bedeutendes Problem auf dem Finanzsektor: Viele Ungarn hatten sich mit tatkräftiger Hilfe des Staates in Hypotheken gestürzt, die in ausländischen Währungen denominiert waren, namentlich in Schweizer Franken. Mit der Schuldenkrise und dem Zerfall des Forint wurde die Schuldenlast in vielen Fällen nicht mehr tragbar. Nach fünf Jahren Orbán sieht die Lage deutlich besser aus, wie selbst hartgesottene Orbán-Kritiker anerkennen.

## Wie funktioniert Orbánomics?

Laut dem Premierminister ist die wundersame Genesung der Wirtschaft auf «unkonventionelle Wirtschaftspolitik» zurückzuführen, auch bekannt als Orbánomics. Das Problem mit den Franken-Hypotheken schaffte er beispielsweise aus der Welt, indem er Banken zwang, die Altlasten zu einem vergünstigten Wechselkurs von 180 statt damals 240 Forint umzutauschen. Institute, die dies nicht schultern konnten, wurden reihenweise verstaatlicht. Bereits unmittelbar nach seinem Amtsantritt hatte Orbán wenig Sensibilität für Eigentumsrechte bewiesen, indem er kurzerhand das Pensionskassensystem verstaatlichte und so eine günstige Refinanzierung seiner Regierung erzwang.

Orbán erliess verschiedene Steuergesetze, die gezielt Gewinne von Banken und internationalen Firmen in die Staatskasse lenkten. Auf der anderen Seite sorgte er dafür, dass die Haushalte mehr Geld zur Verfügung hatten: Banken wurden steuerlich belohnt, wenn sie Kredite vergaben, der Mindestlohn wurde um 19 Prozent angehoben, und die Notenbank hielt die Zinsen tief. Ein ausschweifendes Sozialsystem belohnte kinderreiche Familien. Um die Preise für Elektrizität, Strom und Wasser zu senken, verstaatlichte Orbán die Anbieter.

Die Handschrift dieser Wirtschaftspolitik ist laut der ungarischen Wirtschaftsprofessorin und ehemaligen Zentralbank-Spitzenbeamtin Júlia Király dadurch gekennzeichnet, dass Orbán gezielt Rechtsunsicherheit verbreite, die *checks and balances* ausheble, indem er auf intransparente Weise unabhängige institutionelle Wächter wie die Gerichte, die Notenbank und die Finanzkontrolle in den Dienst der Regierung stelle. Dazu kommt eine gezielte Umverteilungspolitik: Geld wird von Banken und ausländischen Unternehmen an inländische Konsumenten umverteilt. Alles in allem dehne Orbán den Einfluss des Staates aus und ziehe politische Entscheidungen dem Ergebnis des Marktes vor.

Orbán selbst macht aus seinem Programm keinen Hehl. Zuhörern in Rumänien sagte er vor gut einem Jahr, er wolle Ungarn in einen

«antiliberalen Staat» verwandeln, die Gesellschaft solle auf «Arbeit beruhen». Als Beispiele schweben ihm erklärermassen Russland, China und die Türkei als «erfolgreiche» Nationen vor, «von denen keine liberal ist». Offenbar orientiert Orbán sich an einem staatskapitalistischen Wirtschaftsmodell, in dem sich der Einzelne den Interessen der Nation unterordnen muss. In Richtung EU sendet Ungarn, das zwei Drittel seines Handels mit europäischen Staaten betreibt, feindselige Signale: Das Land müsse sich aus der «Schuldensklaverei» der EU befreien.

Ministerpräsident Orbán scheint davon überzeugt, aus seinem Land eine Art europäisches Singapur machen zu können. In einer Rede versprach er jüngst: «Unsere Zeit wird kommen!» Anderswo ist man weniger optimistisch. Das Wachstum soll laut Prognosen des Internationalen Währungsfonds bis 2017 auf 2,2 Prozent zurückgehen. Internationale Direktinvestitionen sind eingebrochen. Die strukturellen Probleme bleiben mit der hohen Staatsverschuldung (77 Prozent des BIP), der recht hohen Arbeitslosigkeit und der Abhängigkeit von EU-Geldern bestehen. Die Finanzmärkte trauen dem ungarischen Wirtschaftswunder jedenfalls nicht. Die Staatsanleihen werden von den Rating-Agenturen mit dem Ramsch-Label bewertet. Eine für Orbán wenig schmeichelhafte Erklärung des rätselhaften Hummelflugs präsentiert Steen Jakobsen, der Chefökonom der Saxo-Bank: Das momentan starke Wachstum gehe zu drei Vierteln auf die Wechselkursentwicklung, die tiefen Zinsen und die eingebrochenen Energiepreise zurück. Der verbleibende Teil sei dadurch erklärbar, dass die Regierung Orbán zukünftige EU-Gelder und Erträge aus dem Pensionskassensystem verpfändet habe. ○



Staatskapitalistisches Wirtschaftsmodell: Einkaufen in Budapest.

# Nicht über Nacht

Von Henryk M. Broder — In der Flüchtlingskrise ersetzt ein Märchen das andere.



Diesmal dauerte das Sommermärchen nur eine gute Woche. Es begann mit dem Satz der Kanzlerin: «Wir schaffen das!», und es endete mit der Erklärung des Innenministers, Deutschland sehe sich gezwungen, wieder Grenzkontrollen einzuführen, vorübergehend natürlich und in Übereinstimmung mit Schengen. Zu meinen, die Politik sei in der Wirklichkeit angekommen, die sie lange nicht zur Kenntnis nehmen wollte, wäre falsch. Es wurde nur ein Märchen durch ein anderes ersetzt. Steffen Seibert, der Sprecher der Kanzlerin, erklärte den Kurswechsel mit diesen Worten: «Deutschland kommt seinen Verpflichtungen, national wie europäisch, weiterhin nach. Und ich sag's gleich, es bleibt auch dabei, wir schaffen das, aber niemand hat gesagt, wir schaffen das über Nacht oder in einigen wenigen Tagen.»

In der Tat. Bei kleineren Projekten, wie zum Beispiel der Energiewende, hatte sich die Kanzlerin noch auf eine «timeline» festgelegt. Bis 2050 sollte die Umstellung auf erneuerbare Energien abgeschlossen sein. Und schon 2020 würden eine Million Elektroautos in Betrieb sein, mitsamt der dafür nötigen Infrastruktur. Wie lange es aber dauern würde, die nach Deutschland strömenden «Schutzsuchenden» mit dem Notwendigsten zu versorgen, mochte niemand vorhersagen, denn dabei handelte es sich um «work in progress». Da kam das Prinzip Hoffnung zum Zuge. «Wir schaffen das!», denn: «Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.»

Was aber, wenn es am notwendigen Willen mangelt? Letzten Montag gab der deutsche Innenminister Thomas de Maizière das Ergebnis eines Krisengipfels der EU-Innenminister bekannt, bei dem es um die «gerechte Verteilung» von 160 000 Flüchtlingen auf die EU-Staaten ging. Er sagte: «Wir haben noch nicht erreicht die Festlegung auf die Quoten. Das werden wir wohl erst beschließen bei der nächsten Ratssitzung am 8. Oktober. Ich fand nur wichtig, die politische Übereinstimmung zur Verteilung dieser 160 000 heute mit nach Hause zu bringen und nicht durch eine Festlegung auf die Quote diese Grundeinigung vielleicht sogar zu gefährden.»

Im Klartext: Man hat nichts erreicht. Man hat sich nur unterhalten und will die Unterhaltung demnächst fortsetzen. Alles andere wäre zu riskant gewesen.

# Anflug von Hoffnung

Von Kurt Schiltknecht — Viele Notenbanken fühlen sich wieder berufen, die Welt mit ihrer auf ungetesteten Modellen basierenden Geldpolitik zu verbessern. Ihr Aktivismus ist kontraproduktiv.

Seit die Notenbanken den Zusammenbruch des Bankensystems verhindern konnten, gewinnt die aktivistische Wirtschaftspolitik wieder Oberwasser. Vergessen sind die schlechten Erfahrungen, die mit einer solchen Politik in den 1960er und 1970er Jahren gemacht worden sind. Die Versuche, mit einer vorwiegend expansiven Geld- und Fiskalpolitik die zunehmende Arbeitslosigkeit zu bekämpfen und das Wirtschaftswachstum zu beleben, waren kläglich gescheitert. Das Wachstum stagnierte, und die Inflationsraten erreichten zweistellige Werte. Die Monetaristen führten dies auf die unzureichenden Kenntnisse der Ökonomen zurück. Wenn zuverlässige Wirtschaftsprognosen nicht möglich sind – und daran hat sich bis heute nichts geändert –, besteht die Gefahr, dass die konjunkturellen Schwankungen durch eine aktivistische Politik verstärkt werden. Die Theorie der rationalen Erwartungen lieferte etwas später die Begründung, weshalb bei einer aktivistischen Politik die wirtschaftspolitischen Instrumente ihre Wirkung verlieren. Denn sobald die Leute die Absichten der Notenbanken und Wirtschaftspolitiker durchschaut hätten, würden sie sich entsprechend darauf einstellen.

Viele Notenbanken haben sich in den 1980er Jahren diese Erkenntnis zu eigen gemacht und ihre Geldpolitik ganz auf langfristige Preisstabilität ausgerichtet. Der Paradigmenwechsel trug entscheidend zur längsten Wachstumsphase der Weltwirtschaft in den 1990er Jahren bei. Doch seit dem Ausbruch der Banken-, Schulden- und Euro-Krise ist diese Art von Wirtschaftspolitik Geschichte. Viele Notenbanken, allen voran die amerikanische mit ihren akademischen Exponenten, fühlen sich wieder berufen, die Welt mit ihrer auf ungetesteten Modellen basierenden Geldpolitik zu verbessern. Mit dem Quantitative Easing, mit einer Nullzinspolitik und expliziten Hinweisen auf die künftige Geldpolitik bezweckt man die Erhöhung der erwarteten Inflation auf zwei Prozent und damit eine Senkung der realen Zinsen. Infolgedessen sollte die Wirtschaft angekurbelt werden.

Die Vorstellung, dass man mit einigen Ankündigungen die Inflationserwartungen in die gewünschte Richtung bewegen kann, erwies sich als naiv. Deshalb versuchte man es mit immer detaillierteren Ankündigungen. Ob dies zur Erhöhung der erwarteten Inflation und zu den gewünschten Preisanstiegen aus-

reicht oder nur die Märkte zusätzlich verunsichert, ist umstritten. Immerhin hat es fast sechs Jahre mit Quantitative Easing und einer Nullzinspolitik gedauert, bis sich die amerikanische Wirtschaft zu erholen scheint. Das Ende der Nullzinspolitik scheint nun absehbar. Auf den Devisenmärkten hat sich bereits ein Anflug von Hoffnung auf eine Normalisierung der amerikanischen Geldpolitik bemerkbar gemacht. So hat sich in den letzten zwölf Monaten der Wechselkurs des Dollars gegenüber dem Schweizer Franken um mehr als zehn Prozent aufgewertet.

## Nutzlose Negativzinsen

Weil sich auch in Europa eine Wirtschaftsbelebung abzeichnet, hat sich der Kurs des Euro gegenüber dem Schweizer Franken genauso von den Tiefstständen gelöst. Dies zeigt, dass im heutigen Umfeld der Frankenkurs in erster

Linie davon abhängt, wie die Finanzmärkte die Wirtschaftsentwicklung in den USA und im Euro-Raum einschätzen. Im Vergleich zu diesen Erwartungen spielen die gegenwärtigen Erträge in den einzelnen Ländern nur eine minimale Rolle. Dies sollte die Schweizerische Nationalbank nutzen, indem sie die Negativzinsen in den Giftschrank zurücklegt. Es gibt keinen

Grund, einen marginalen Wechselkurseffekt mit einem Instrument zu erzielen, das die Sparer, Pensionskassen und Unternehmen mit einer hohen Liquidität ungebührlich stark belastet. Zudem werden mit Negativzinsen die relativen Preise in der Wirtschaft falsch festgesetzt. Dies kann zu Verzerrungen auf den Immobilien- oder Finanzmärkten mit langfristig negativen Folgen für das Wirtschaftswachstum führen. Der Beitrag der Negativzinsen zur Verbesserung der Wechselkurssituation wird meiner Meinung nach überschätzt und die negativen Wirkungen werden unterschätzt.

Solange die Wirtschaftspolitik in der Welt nicht besser wird und deshalb die Marktteilnehmer keine vernünftigen Wechselkurs-erwartungen bilden können, sind die derzeitigen Ertragsunterschiede von untergeordneter Bedeutung. Die Zinsen können erst dann wieder erfolgreich zur Beeinflussung der Wechselkurse eingesetzt werden, wenn die Wirtschaftspolitik im Ausland wieder berechenbar wird. Doch dann wird sich der Schweizer Franken auch ohne Negativzinsen abschwächen.



# Hoch die rote Fahne!

Von Hansrudolf Kamer — Britannien hat einen Oppositionsführer erhalten, der wohl nie Premierminister wird. Jeremy Corbyn verkörpert die Rückkehr zu Old Labour. Er kompliziert Camerons EU-Strategie.



Nach der Wahl stimmte der 66-jährige Jeremy Corbyn im Pub «Sanctuary House» die Labour-Hymne an, die zur Melodie «O Tannenbaum» gesungen wird: «Die

Flagge des Volkes ist von tiefstem Rot...» Die britische Labour-Partei leistet sich den radikalsten Linkspolitiker ihrer Geschichte als neuen Parteichef und Führer von «Her Majesty's Most Loyal Opposition».

Bis vor kurzem hätte man das kaum für möglich gehalten. Corbyns wichtigste Gegenkandidaten waren zwar blass, aber immerhin Mitglieder der Regierungen Blair und Brown gewesen. Die Wahl des langjährigen Abgeordneten von Islington North bedeutet einen Bruch mit der erfolgreichen Ära von Tony Blair, der seine Partei während der Regierungszeit Margaret Thatchers zur Mitte bewegt und politisch von Grund auf reformiert hatte. Drei Wahlsiege nacheinander waren der Lohn für Blair und die Partei.

Der Oppositionsführer ist normalerweise auch «Prime Minister-in-waiting». Er stellt im britischen Parlamentarismus immer die personifizierte Alternative zum jeweiligen Chef der Regierung dar. Corbyn wird diese Qualität abgesprochen. Er wird nicht nur vom politischen Gegner, sondern auch von altgedienten Labour-Politikern für «unwählbar» erklärt.

Für die britische und die europäische Politik hat das alles Folgen. Labour hat jetzt einen Parteiführer, der sich in den vergangenen dreissig Jahren als Abgeordneter kaum je an die Parteilinie gehalten hat. Wie will er nun die Unterhausfraktion zum Gehorsam zwingen? Wie soll auf dieser Basis eine kohärente Oppositionspolitik formuliert werden, die es braucht, damit die Tories vernünftig bleiben?

Wie immer, wenn harte Überzeugungspolitiker gewählt werden, ist die Ausgangslage an sich klar: entweder Verrat an den Überzeugungen oder Schiffbruch in den Wellen der Realität. Oft entscheidet sich der Überforderte aber weder für das eine noch das andere, sondern wird zum Zauderer, mal hüst, mal hott. Dafür gibt es bei Corbyn erste Anzeichen.

So wird in Westminster bereits gemunkelt, dass der Neue in seinem Amt nicht alt werden wird. Die meisten der im Frühling gewählten Unterhausabgeordneten der Labour-Partei

haben mit Corbyns Politik wenig am Hut. Sie haben von ihm bereits verlangt, dass er seine Verteidigungspolitik korrigiert, seine Forderung nach einem Austritt aus der Nato storniert und am Programm der nuklearen Abschreckung festhält.

Für Grabreden ist es dennoch zu früh. Britannien hat die Folgen der Finanzkrise nicht überwunden, was linkspopulistischen Ansätzen ein gewisses Echo gibt und Corbyn eine Plattform bieten könnte. Erfolg oder Misserfolg hängt auch davon ab, ob die Tories auf klassenkämpferische Vorstösse klug oder spontan reagieren.

Auch für die Europapolitik hat Corbyns Wahl Folgen. Bisher war sich Premierminister Cameron recht sicher, dass er bei der Volksabstimmung über Britanniens Mitgliedschaft in der EU schliesslich die Oberhand behalten wird. Den Euro-skeptischen Flügel seiner eigenen Partei hat er mit seinem Wahlsieg vorerst diszipliniert, und die United Kingdom Independence Party hat an Durchschlagskraft verloren.

Doch im Fall der Fälle hätte er auf die Unterstützung von Labour zählen können, die unter Blair grossmehrheitlich eine Pro-EU-Partei geworden ist. Das ist nun nicht mehr sicher. In den langen Jahren als Hinterbänkler war Corbyn immer ein klarer Gegner der EU-Mitglied-

schaft. Brüssel ist für ihn und seine Anhänger die Hochburg des internationalen Raubkapitalismus, der Turbo-Globalisierung, welche die Armen ärmer und die Reichen reicher macht.

Als seine Bewerbung für die Parteiführerschaft plötzlich Fahrt aufnahm, hat er seine Oppositionshaltung gemildert und erklärt, er sei sich noch nicht sicher, ob er für die Out-Kampagne beim EU-Referendum eintreten werde. Er versucht, sich Spielraum zu verschaffen. Die Lösung heisst: Sollten Camerons Verhandlungen mit den EU-Staaten über die Bedingungen der britischen Mitgliedschaft die Sozialrechte auf europäischer Ebene schwächen, würde er für einen Rückzug aus der EU plädieren.

## Die Gegensätze werden schärfer

Die britische Politik ist mit der Wahl Corbyns kontrastreicher geworden. Die Gegensätze werden schärfer. Mit der Siegesgewissheit der Tories könnte es schnell vorbei sein, wenn die nächsten Skandale – meistens Sex und Parteispenden – früher oder später das Establishment erschüttern.

So ist Jeremy Corbyn wohl nicht das Trojische Pferd der besitzenden Klassen, die Labour so lange wie möglich von der Regierung fernhalten wollen. Er hat wenigstens einen Standpunkt, auch wenn dieser die Partei wieder fest in der Vergangenheit verankert.

Der Refrain der Labour-Hymne lautet:

«So haltet das blutrote Banner hoch,  
in seinem Schatten werden wir leben und sterben,  
wenn Feiglinge zittern und Verräter höhnen,  
hissen wir immer die rote Fahne.»

Flagge zeigen ist wichtig in Zeiten der allgemeinen Desillusionierung. Die alte Frage ist nur: welche?



Entweder Verrat an den Überzeugungen oder Schiffbruch in den Wellen der Realität: Jeremy Corbyn.

## Einmarsch des Fachkräftemangels

Von Christoph Mörgeli

Es ist mehr Kampfbegriff als Fachbegriff – der sogenannte «Fachkräftemangel». Schon unter der Bezeichnung Fachkraft verstehen alle etwas anderes. Geht es um Mitarbeiter mit bestimmten Fähigkeiten? Um Angestellte mit wirtschaftlich nutzbarem Potenzial? Um Berufskader inklusive Akademiker? Oder um Berufslehraabsolventen exklusive Akademiker?

«Die Banken finden nicht genügend Fachkräfte», mahnt Bankierpräsident Patrick Odier nach dem Abbau Tausender von Stellen in seiner Branche. Arbeitgeberboss Valentin Vogt jammert über ein «Loch von 400 000 Fachkräften bis 2030». Heinz Karrer, Chef des Wirtschaftsverbandes Economiesuisse, meint: «Die Schweizer Wirtschaft ist auf ausländische Fachkräfte angewiesen.» Die Swissmem-Unternehmen brauchen laut Präsident Hans Hess «in den kommenden fünf Jahren 100 000 neue Fachkräfte». Hess veranstaltete eben ein Symposium zum Thema «Erfolgsfaktor Fachkräfte». Da kann Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann mit seiner «Fachkräfteinitiative» nicht zurückstehen.

Lautstarker Pulverdampf, aber kein Geschoss im Ziel. Erinnern wir uns an die neunziger Jahre und ans Gerede vom Mangel an IT-Fachkräften? Bereits 2000 platzte die Internetblase, unzählige dieser Fachkräfte standen auf der Strasse. Mit ihrem «Fachkräftemangel» bluffen die Firmen und deren Verbände wie mit Hochglanzprospekten: «Seht her, wie personalfressend, vital und kraftstrotzend wir dastehen!» Verbunden mit dem Vorwurf an die Arbeitnehmer, sie allein hätten Anpassungsdefizite, keinesfalls die Betriebe und deren Personalplanung. Und natürlich mit dem Ziel, die Zuwanderung auszuweiten, ein Überangebot zu erreichen und auf die Löhne zu drücken.

Bedarfsschätzungen von Odier, Vogt, Karrer, Hess & Co. sind nicht ernst zu nehmen. Ernst zu nehmen ist aber die gegenwärtige Massenzuwanderung von fachkräftefernen Migranten. Denn sie stammen aus Gebieten, wo es weder nennenswerte Industrie noch Dienstleistungen noch Berufslehren gibt. Die Chance der Pakistaner, Iraker, Syrer oder Eritreer, jemals Anschluss an unsere Arbeitswelt zu finden, tendiert gegen null. Und falls es sich doch um Fachkräfte handelt, führt ihr Exodus zum unerwünschten Fachkräftemangel in deren Heimat. Doch ausgerechnet jetzt, wo die Wirtschaftsverbände etwas zu sagen hätten, herrscht das grosse Schweigen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Geisterfahrer gut unterwegs

Von Peter Bodenmann — Der Freisinn gewinnt trotz oder wegen Geisterfahrer Müller die Wahlen.



Geht es um eine Richtungswahl für oder gegen die Bilateralen?

Der Freisinn war bisher mehr als gut unterwegs. Jetzt geriet Philipp Müller auf die Gegenfahrbahn. Ferndiagnostiker tippen auf Sekundenschlaf. Schadet dies der Partei? Oder nützt es ihr vielleicht sogar? Weil die Mehrheit der Autofahrenden auch schon mal eingenickt ist?

Zurück zur alles entscheidenden Bundesratswahl: Werden FDP und SVP – unterstützt durch die Grünliberalen – vier Bundesratssitze unter sich aufteilen? Droht uns deshalb ein brutaler Sozial- und Staatsabbau? Geht es um eine Richtungswahl für oder gegen die Bilateralen?

Langsam, aber sicher haben es die meisten begriffen: Kein Mensch in der EU wird für die Schweiz eine Extrawurst in Sachen Personenfreizügigkeit bräteln. Wenn die Schweiz die Zuwanderung reduzieren will, kann und muss sie dies EU-kompatibel machen. Oder die bilateralen Verträge kündigen.

Die wirksamste Massnahme in Sachen Zuwanderung war, ist und bleibt die Reduktion der Zölle für Lebensmittel auf EU-Niveau. Kombiniert mit Direktzahlungen, die nicht höher liegen als im Tirol oder in Oberbayern. Damit die Landwirtschaft produktiver wird.

Der Freisinn wird nur für SVP-Bundesratskandidaten stimmen, die bedingungslos für die bilateralen Verträge sind. Und somit für die Personenfreizügigkeit. Gesucht werden neue Eveline Widmer-Schlumpf.

René Zeller gibt in der NZZ vorbeugend Entwarnung. Alles sei in der Ära von Bundesrat Blocher gar nicht so schlimm gewesen. Weil der härteste Gegner von Blocher im Bundesrat sei ja Pascal Couchepin gewesen. Was zur Schande der Sozialdemokratie leider stimmt.

Die SVP steckt in der alten SP-Mausefalle. Wer für die SVP in den Bundesrat will, muss sich öffentlich kastrieren lassen.

Verräterinnen und Verräter finden sich immer. Wenn sie ein Schlu(m)ploch finden. Werden Christoph Blocher und Kronprinz Roger Köppel einen Verrat dulden? Oder kastrationsbereite Kandidaten erfolgreich einschüchtern? Sie müssen und werden hart bleiben.

Einer hat das alles intuitiv begriffen. Filippo Lombardi, der Geisterfahrer aus dem Tessin. Urs Schwaller und Christophe Darbellay haben zusammen mit zwölf Freisinnigen Blocher abgewählt. Für Lombardi im Nachhinein ein Fehler. Deshalb gehören für ihn wieder zwei SVP-Vertreter in den Bundesrat.

Und weil das mit einem zweiten SVP-Bundesrat, wegen den Freisinnigen, nichts wird, ist Filippo Lombardi bereit, Bundesrat zu werden. Im Interesse der Schweiz und des Tessins.

Der Geisterfahrer Philipp Müller ebnet dem Geisterfahrer Filippo Lombardi den Weg. Was macht die Schweiz, wenn bald Roboter-Autos die beiden vitalen Lenker beim Steuern ablösen?



# Auf dem mystischen Mekong

mit der luxuriösen RV Mekong Prestige II ✨ ✨ ✨ ✨ ✨

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**Fr. 1000.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs



Angkor Wat

## Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 5290.- (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, Hauptdeck)

- Faszinierendes Kambodscha und Vietnam
- Charmantes Phnom Penh
- UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat
- Fruchtbare Mekong-Delta

**1. Tag Schweiz–Siem Reap** Flug von Zürich via Bangkok nach Siem Reap.

**2. Tag Siem Reap** Stadtbesichtigung. Transfer zum Hotel.

**3. Tag Siem Reap** Ganzer Tag Besichtigungen der berühmten Tempelanlage Angkor Wat (UNESCO-Weltkulturerbe).

**4. Tag Siem Reap** 2. Teil Besichtigungen Angkor Wat.

**5. Tag Einschiffung** Transfer nach Prek K'dam (Bei niedrigem Wasserstand Busfahrt um Tonlé Sap See). «Leinen los!».

**6. Tag Kampong Chhnang–Oudong** Bootsausflug Kampong Chhnang. Ab Kampong Tralach Busausflug Oudong.

**7. Tag Chong Koh–Phnom Penh** Rundgang durch das Seidenweberdorf. Weiterfahrt nach Phnom Penh am Nachmittag.

**8. Tag Phnom Penh** Stadtrundfahrt mit Königspalast.

**9. Tag Phnom Penh–Grenze Vietnam** Flusstag

**10. Tag Tan Chau** Am Morgen Besichtigung einer Fischfarm und einer Seidenweberei.

**11. Tag Sadec–Cai Be** Ausflug nach Sadec. In Cai Be Besuch franz. Kathedrale, Süßigkeiten- und Reispapierfabrik.

**12. Tag My Tho–Saigon** Ausschiffung, Transfer zum Hotel. Stadtrundfahrt mit Palast der Einheit und Hauptpost.

**13. Tag Saigon** Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels».

**14. Tag Saigon–Bangkok** Am Morgen Freizeit. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Am Abend Flug nach Bangkok.

**15. Tag Bangkok–Schweiz** Flug nach Zürich. Ankunft am frühen Morgen.

*Programmänderungen vorbehalten*

Silberpagode in Phnom Penh



### RV Mekong Prestige II\*\*\*\*\*

Topmodernes Schiff mit Platz für 64 Gäste. 28 Deluxe-Kabinen (ca. 20 m<sup>2</sup>) mit Privatbalkon, Sitzgelegenheit, 2 Einzelbetten, Sitzcke mit kleinem Tisch, Badezimmer mit DU/WC, Föhn, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. Junior-Suiten (ca. 25 m<sup>2</sup>) und Terrasse-Suiten (ca. 28 m<sup>2</sup>) sind gleich ausgestattet mit einer grösseren Sitzcke und Bad mit separater Whirlpool-Badewanne. Im Restaurant werden alle Gäste gleichzeitig mit internationalen und lokalen Speisen verwöhnt. Bordausstattung: teilweise überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen und Whirlpool, Fitnessraum, Spa mit Massagezimmern und Lounge-Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

RV Mekong Prestige II\*\*\*\*\*



Schwimmendes Dorf



### Reisedaten 2015/2016 Es het solangs het Rabatt

08.11.–22.11.15 **1000** 31.01.–14.02.16 **1000**  
03.01.–17.01.16 **1000**

### Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590
Junior-Suite Hauptdeck	6990
Terrasse-Suite Oberdeck	7590
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	890
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	390

Inkl. Kreuzfahrt mit Vollpension, Flüge mit Thai Airways in Economy, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, Hotelübernachtungen. Details siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.

*Details zu Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.*

### Ähnliche Reise mit RV Mekong Pandaw\*\*\*\*\*

15 Tage ab Fr. 4890.- (Rabatt abgezogen, OD hinten)

### Reisedaten 2015/2016 Es het solangs het Rabatt

03.11.–17.11.15 **1000** 12.01.–26.01.16 **1000**

2-Bettkabine Deluxe



Online navigieren  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Jeannine Büsser  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel** ✨

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

# Züspa<sup>15</sup>

**DIE ERLEBNISMESSE**  
**25. SEPT - 4. OKT 2015**  
MESSE ZÜRICH | [WWW.ZUESPA.CH](http://WWW.ZUESPA.CH)

Die besten Momente sind meist die unerwarteten.  
Ob bei den Zürcher Bauern, beim Backen mit Betty Bossi oder beim Kinderbasteln:  
**Lassen Sie sich von der Züspa überraschen.**

# Kommerz und Kultur

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Frage zu den alten Medien: Braucht es noch Journalisten, und wenn nein, wozu?

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Redaktor des *Tages-Anzeigers*. Es ist zwanzig Jahre her. Er sagte zu mir: «Weisst du, ohne uns läuft gar nichts. Ohne uns läuft das Geschäft nicht.»

Er hatte recht. In den alten Medien galt eine einfache Regel. Journalisten waren ein Kostenfaktor, aber sie spielten diese Kosten mehrfach wieder ein. Nur weil die Redaktionen das Publikum hereinschaukelten, funktionierte die Werbung in den Blättern. Das galt besonders für die Rubrikanzeigen. Die Verlage machten höllische Gewinne mit Stellen-, Immobilien- und Autoinseraten.

Die Journalisten sorgten für das Publikum. Nur darum konnte man mit dem Publikum Geschäfte machen.

Heute ist das anders. Heute braucht es Journalisten nicht mehr, um mit dem Publikum Geschäfte zu machen. Das ist eine Premiere in der Zeitungsgeschichte. Erstmals braucht es Journalisten nicht mehr, um als grosses Verlagshaus Geld zu verdienen.

Das finanzielle Rückgrat der grossen Verlage sind auch heute wieder die Rubrikanzeigen. Sie sind heute digital, sie heissen Homegate.ch, Search.ch, Autoscout.ch, Jobs.ch und Ricardo.ch.

Für Homegate.ch, Search.ch, Autoscout.ch, Jobs.ch und Ricardo.ch jedoch braucht es keine Journalisten mehr. Es braucht keine redaktionellen Inhalte mehr, damit man das Publikum anzieht und Geld verdient.

Bei Axel Springer in Deutschland oder bei Schibsted in Norwegen würde heute der Gewinn nur um 25 Prozent sinken, wenn sie ihre Zeitungen einstellen würden. Auch bei Ringier bringt das digitale Geschäft inzwischen rund 50 Prozent des Gewinns. Bei Tamedia sind es um die 40 Prozent. Bald werden in diesen beiden Unternehmen zwei Drittel des Gewinns erzielt, ohne dass es dazu Journalisten braucht.

Die Journalisten wissen das. Sie haben darum ihre Argumentation von der wirtschaftlichen auf die gesellschaftliche Ebene verlagert.

Vor zwanzig Jahren sagte ein Redaktor des *Tages-Anzeigers* zu mir: «Weisst du, ohne uns läuft gar nichts. Ohne uns läuft das Geschäft nicht.»

Vor ein paar Monaten sagte ein Redaktor des *Tages-Anzeigers* zu mir: «Weisst du, ohne uns läuft gar nichts. Ohne uns läuft die Demokratie nicht.»

Weil Journalisten als kommerzieller Faktor unwichtig geworden sind, betonen sie nun ihre politische Rolle. Das ist in der Wirtschaftslehre



Watergate-Recherche in «All the President's Men».

ein bekannter Prozess. Wer seine ökonomische Bedeutung verliert, braucht eine moralische Bedeutung.

Interessant daran ist, dass die moralische Bedeutung gerechtfertigt ist. Die alten Medien sind in eine neue gesellschaftspolitische Rolle hineingeraten. Sie sind hineingeraten durch diesen Internet-Irrsinn der Information. Im Netz entstand ein heilloser Mix von Fakten, Fiktionen, Wahrheiten und Lügen.

Es entstand darum der Ruf nach einer ordnenden Hand. Am besten ordnen diese babylonische Informationsverwirrung die alten Medien aus dem Zeitungsgewerbe. Sie sind eine Instanz der Entwirrung geworden. Eine Instanz ist das Gegenteil einer Massenbewegung. Eine Instanz ist ein Ordnungsprinzip.

Es braucht keine Journalisten mehr für den geschäftlichen Erfolg. Es braucht sie aber immer mehr als gesellschaftliche Verpflichtung, als Beitrag zur Zivilgesellschaft. Die Journalisten der alten Medien können Informationen immer noch am besten filtern, am besten systematisieren und am besten ordnen. Journalisten sind systemrelevant.

Brauchen wir also noch Journalisten? Kommerziell ist ihre Bedeutung gesunken, kulturell jedoch ist ihre Bedeutung gestiegen.

Wir brauchen die Journalisten nicht mehr, aber wir sollten sie uns leisten.

# Abwechslung

Von Beatrice Schlag — Jeden Tag ein anderer im Bett.

Der homosexuelle Armenier Misha Badasyan, der seit sieben Jahren in Deutschland lebt, ist Performancekünstler. Sein jüngstes Werk heisst «Save the Date». Es entstand, als er ein Jahr lang jeden Tag oder jede Nacht mit einem andern Mann Sex hatte und darüber ein Video-Tagebuch führte. Nicht über den Sex, sondern darüber, was der sexuelle Dauerkonsum mit ihm machte. Die Nachricht war ein Fressen für die Medien. Das sollte Kunst sein? Ein Männertraum war das, egal, ob homo- oder heterosexuell. Vermutlich hatte noch kein Leser je 365 Mal in einem Jahr einen andern Sexpartner gehabt. Und man dachte sich: «Was für ein gerissener Typ, dieser Armenier», der dafür womöglich auch noch kulturgefördert wurde. Badasyan schlief mit unbekanntem Männern, die er auf die Schnelle finden konnte. Auf die Frage von *Spiegel* online, ob sie ihm gefallen hätten, antwortete er: «Achtzig Prozent mochte ich gar nicht.» Wer sich überlegt, wie er 365 unbezahlte Sex-Dates in einem Jahr zustande kriegt, kommt vermutlich auch nur auf zwanzig Prozent erfreuliche Begegnungen. Der Rest ist Notdurft für Süchtige. Misha Badasyan war nicht süchtig. Er wollte herausfinden, wie viel Wärme und wie viel Einsamkeit Sex ihm in einer Gesellschaft bringt, in der fast alle von aufregenderem und abwechslungsreicherem Sex fantasieren, als sie ihn haben.

Wer sich fragt, wie man für ein Experiment seinen Körper so schonungslos zur Verfügung stellen könne: Haben Sie noch nie mit jemandem geschlafen – und schon an der Bettkante gewusst, dass es eine schlechte Idee war? Oder dass Ihnen die Lust vergangen war? Der Körper ist im Gegensatz zu den Gefühlen, die haften bleiben, erstaunlich robust. Badasyan interessierten die Gefühle: «Als ich nach Deutschland kam, dachte ich, ich könnte endlich meine Sexualität offen ausleben, eine Beziehung führen.» Er hatte kein Glück. Er sagt: «Ich hab mehr Angst vor körperlicher Nähe als vorher.» Bei seinem Projekt hatte er lange versucht, «etwas von mir preiszugeben, Nähe zu suchen. Aber das kann man nicht jeden Tag: Irgendwann nahm ich die andere Person nur noch als Körper wahr.» Klingt auch vielen Heteros vertraut. Kunst? Nennen Sie es, wie Sie wollen. Die Frage ist: Warum hofft man dauernd auf sexuelle Abwechslung, obwohl einem danach immer kälter wird?



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Meine Nachbarin verbringt täglich Stunden in ihrem Garten, um gemäss eigener Aussage biologisches Gemüse und biologische Früchte für ihre Kinder zu ernten und zu kochen. Ich kaufe zwar meist auch Bio-Produkte aus der Migros, verbringe meine freie Zeit jedoch bevorzugt mit manikürten Nägeln im Liegestuhl und lese die neuesten Modezeitschriften. Darf ich mich trotzdem als gute Mutter fühlen?

*Sonja Märki, Buchs*

Bio ist Bio, auch wenn Ihre Nachbarin das vermutlich anders sieht. Und Kindern ist es herzlich egal, ob die Himbeeren in der Konfi vom Mami abgelesen wurden oder von einem Migros-Zulieferer, solange genug Zucker drin ist. Aber manche Frauen gärtnern und kochen nun einmal gern. Andere tun in ihrer Freizeit lieber anderes. Ob Sie sich als gute Mutter fühlen dürfen, ist nicht zu beantworten, weil Sie nichts darüber sagen, was Sie mit Ihren Kindern machen, wenn sie daheim sind. Gartenbewirtschaftung ist da nicht der Punkt.

*Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ohne Grenzen werden die Wurzeln zerstört.»

*Ingeborg Sperdin*



*Folgt die Regierung einem Wahn?*

**Die Seele eines Landes zerbricht**

Nr. 38 – «Solidarität»;  
Editorial von Roger Köppel

Einer Regierung, die die Bürger nicht schützt, sie emotional unter Druck setzt, ist nicht zu trauen. Beispiel Deutschland. Menschen, die vernünftig sind – wie der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán –, werden einfach nicht gehört und abgetan. Ich frage mich: Warum tut eine Regierung, tut ein Land das seinen eigenen Bürgern an? Folgt die Regierung einem Wahn? Will sie anderen selbsternannten Eliten dienen? Befindet sich die Regierung in Auflösung? In diesen Fällen fände ich es nur richtig, den Aufforderungen solcher Regierungen nicht mehr Folge zu leisten. Da benötigt der Bürger ein stabiles Selbstwertgefühl, Selbstdisziplin, Selbstverantwortung, doch keine Aufopferung. Sonst werden Abhängigkeiten geschaffen. Die physische Schaffenskraft geht in fremde Taschen. Ohne Grenzen werden die Wurzeln zerstört. Die Kultur und die Seele eines Landes zerbrechen. *Ingeborg Sperdin, Zürich*

**Am Sonntag reichen zwanzig Minuten**

Nr. 38 – «Immer wieder sonntags»;  
Medien-Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Der Autor braucht etwa sechs Stunden, um sechs Sonntagszeitungen zu lesen. An meinem Wohnort werden vier angeboten. Ich brauche niemals vier Stunden. Zwanzig Minuten kom-

men der Wahrheit schon näher. Mit fetten Schlagzeilen werden weltbewegende Neuigkeiten angekündigt. Wenn man zu lesen anfängt, stösst man meistens auf nachgeplappernden Mainstream, der einem schon die ganze Woche um die Ohren geflogen ist, alten Kaffee, wieder aufgewärmt, in eine neue Tasse umgefüllt, oder einfach banalen Unsinn, für den jede Minute verschwendete Zeit ist. Zwanzig Minuten reichen völlig aus, um die paar hundert Seiten nach etwas Lesenswertem abzusuchen. Sollte man dabei fündig werden, kommen weitere zwanzig Minuten dazu. Und das freundliche Personal in meinem Stammlokal kommt zu einer weiteren Bestellung. *Urs Waltenspül, Aarau*

**Es muss alles versucht werden**

Nr. 37 – «Die Folgen der Untätigkeit»;  
Kurt Pelda über die Flucht aus Syrien

Politiker wie der österreichische Aussenminister haben verstanden, dass die Regierung Assad Teil der Lösung im syrischen Bürgerkrieg sein muss, wenn man wirklich und ehrlich etwas gegen den IS und den weiteren Exodus der Bevölkerung zu tun gewillt ist. Es ist das Allerletzte, wenn jetzt Journalisten zu Wort kommen, die eine solche Haltung, ohne eigene Lösungsvorschläge zu machen, in den Dreck ziehen. Dass Assad Blut an den Händen hat, ist ja für überhaupt niemanden etwas Neues, aber für eine Beendigung eines derart folgenschweren Krieges muss alles versucht werden. *Adrian Müller, Hinterkappelen*

**Supermacht Europa**

Nr. 37 – «Der Weltpolizist macht Ferien»;  
Hansrudolf Kamer über Amerikas Rückzug

Der Weltpolizist ist nicht in den Ferien. Die USA dürften sich auch nicht als solchen verstehen. Man sollte sich heute bewusst sein, dass die gegenseitige stabile Abschreckung der Supermächte USA und UdSSR Geschichte ist. Deutschland versteht sich als Anführer der Supermacht Europa und der Nato. Die Lehrjahre sind vorbei. Deutschland ist und gibt sich als Vorgesetzter der USA – und muss jetzt selber den Weltpolizisten geben. Was nur geht, wenn ihm 27 andere bedingungslos folgen.

*Elisabeth Monika Oesch, Zürich*

**Schlafende Hunde geweckt**

Nr. 37 – «Eintritt frei»;  
Henryk M. Broder über die deutsche Willkommenskultur

Die etwas überhebliche Bemerkung: «Während sich der Rest von Europa abschottet [...] und die

Schweiz wie üblich abseitssteht», mag die Meinung der Deutschen sein. Sie wird den Tatsachen nicht gerecht. Die Schweiz hat bisher mehr getan als Deutschland. Die hochgelobte EU-Mutti Merkel hat mit ihrer Bemerkung: «Wir nehmen alle Flüchtlinge auf», schlafende Hunde geweckt. Die Folgen sind nicht abzusehen. Die im Nachhinein aufgestellte Forderung nach einem Verteilschlüssel für die Flüchtlinge straft sie Lügen. Betroffen von schlechter Politik sind die Gemeinden, die das Ganze auszulöffeln haben. Da hat man in Deutschland schon ganz andere Reaktionen gehört. Und dass Flüchtlingsheime in Flammen aufgehen, zeigt, wie ein Teil Deutschlands damit umgeht. *Benno Blatter, Malix*

#### Selbstkritische Momente

Nr. 37 – «Angst vor einem Wahlerfolg»;  
Leserbrief von Heinz Loppacher

Entgegen der Meinung eines Leserbriefschreibers habe ich überhaupt nicht den Eindruck, dass die *Weltwoche* als SVP-Sprachrohr agiert. Und wenn es so wäre, sähe ich darin auch nichts Ehrenrühriges. Das politische und sozialkritische Spektrum dieser Zeitschrift ist sehr offen und ausgewogen und lässt hin und wieder sogar selbstkritische Momente zu, wie man sie in andern Medien vergeblich sucht. *Arno Müller, Kappel*

#### Liebevolle Paviane

Nr. 37 – «Ein unentdeckter Kontinent»;  
Regula Stämpfli über sexuelle Treue

Ob Bonobos guten Sex haben, lässt sich aus den Ausführungen von Regula Stämpfli leider nicht ableiten. Doch beim Foto des liebevoll kopulierenden Affenpärchens in der offenen Savanne handelt es sich eindeutig um Paviane – und nicht um Bonobos. Ob Paviane guten Sex haben, lässt sich aus den Ausführungen von Frau Stämpfli leider auch nicht ableiten. *Philippe Kress, Glattbrugg*

**Korrigenda:** Auf dem Foto sind tatsächlich keine Bonobos zu sehen, sondern Paviane. Die Bildredaktion der *Weltwoche* bittet um Entschuldigung für diesen Fehler.

#### Gegendarstellung

Im Artikel «Versteckspiele am Zürichsee» (*Weltwoche* vom 27. 8. 15, S. 40) wird ausgeführt, gemäss den Stiftungsräten Walter Bosshard und Lorenzo Marazzotta sei die direkte Vorgesetzte von Arzt D. für die mangelnde Beaufsichtigung verantwortlich gewesen. Dies ist falsch. Arzt D. war am See-Spital wie ein Belegarzt tätig und stand daher nicht unter der fachlichen Aufsicht seiner direkten Vorgesetzten. Weiter wird behauptet, das Spital sei bereits vor Jahren Hinwei-

sen auf Missstände in Bezug auf D. nicht nachgegangen. Dies ist falsch. Die Spitalleitung sowie der Stiftungsrat gingen den Gerüchten über allfällige Pflichtverletzungen von Arzt D. nach, konnten damals aber keine solchen feststellen. Weiter wird behauptet, das See-Spital habe Behandlungen fahrlässig dokumentiert und falsch abgerechnet. Dies trifft nicht zu. Versehentlich wurden Originalpräparate anstatt Generika verrechnet. Dies wurde den Krankenversicherern mitgeteilt. Bei den Therapien wurde vom Spital eine Tarifposition mit Bildverstärker als Tarmed-Analogieposition verwendet. Auch dies wurde den Krankenversicherern kommuniziert. Im Artikel wird zudem ausgeführt, das See-Spital habe wegen überhöhter Rechnungen von D. einen höheren Betrag zurückzahlen müssen. Dies trifft so nicht zu. Betroffen war die Schmerzklinik in Horgen. Strittig war nach einer Umstellung der Tarifpositionen die Leistungsberechnung gegenüber einem einzigen Versicherer, mit dem die Angelegenheit gütlich geregelt wurde. Schliesslich wird behauptet, die Spitalleitung habe bereits im vergangenen Mai fehlerhafte Abrechnungen von Arzt D. intern zugegeben. Dies ist falsch. Eine solche Aussage hat die Spitalleitung nicht gemacht, sondern nur den Krankenversicherern die obengenannten Punkte mitgeteilt.

*Stiftung See-Spital, Horgen/Kilchberg*

*Die Weltwoche hält an ihrer Darstellung fest.*



Es gibt nicht die Belegschaft.  
Es gibt nicht das KMU.

Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten per  
Telefon 058 277 18 00 oder auf  
[www.css.ch/unternehmen](http://www.css.ch/unternehmen). **Ganz persönlich.**





Rückzug statt transparenter Konfrontation: FDP-Chef Müller.

## Philipp Müllers Fahrt in Abgründe

Bei der Bewältigung seines Verkehrsunfalls offenbart der FDP-Präsident erstaunliche Führungsschwächen. Die Medien sind überraschend milde. Zu Unrecht, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen. Von *Philipp Gut*

«Die Freisinnigen sind im Aufwind» – diese Nachricht verbreiten die Medien seit Monaten. «FDP gibt Vollgas», titelte die *Weltwoche* kürzlich. «Kaum eine andere Partei in der Schweiz hat zurzeit eine so positive Ausstrahlung wie die FDP», schwärmten *Bund* und *Tages-Anzeiger*. Die Resultate kantonaler Wahlen stärken den Befund. Wesentlichen Anteil an diesem positiven Trend geben Beobachter FDP-Präsident Philipp Müller. Die einst oft orientierungslos wirkende Truppe habe unter seiner Führung wieder Tritt gefasst, mit seinem «hemdsärmeligen» Stil habe er der Traditionspartei neuen Schwung verliehen, so der Tenor.

Und dann dies. Am Donnerstag vor einer Woche verursachte Philipp Müller in Lenzburg AG einen Verkehrsunfall. Um 17.15 Uhr geriet er innerorts auf einer geraden Strecke aus noch unbekanntem Gründen auf die Ge-

genfahrbahn und rammte eine ihm entgegenkommende 17-jährige Rollerfahrerinnen. Ein Unfall ist schnell passiert, es kann jeden treffen, jederzeit. Deswegen sollte man über Müller nicht den Stab brechen. Was danach geschah, wirft allerdings Fragen auf, die weit über den Vorfall hinausreichen. Die Ereignisse der letzten Tage lassen ernsthafte Zweifel an den Führungsqualitäten des Parteipräsidenten und Ständeratskandidaten aufkommen, vielleicht sogar an seiner charakterlichen Integrität.

### «Fehler offen eingestehen»

Die *Basler Zeitung* witterte hinter der Berichterstattung von *Blick* und *Sonntagsblick*, die dem Fall bereits mehrere Geschichten widmeten, einen «Ringier-Wahlkampf mit Unfall-Müller» und fragte, ob die Verantwortlichen «dem unliebsamen Rechtsbürgerlichen eins auswischen wollen». Dazu passen Aussagen aus dem Bun-

deshaus: Müller beklage sich, es werde wieder auf ihn geschossen. Soll man also den Mantel des Schweigens über den Vorfall breiten?

Nein. Natürlich sind solch schwere Verkehrsunfälle für alle Beteiligten belastend. Gerade in schwierigen Situationen zeigen sich aber die tieferen Eigenschaften eines Menschen. Das gilt umso mehr für Leute mit Führungsanspruch. Krisenzeiten sind Bewährungsproben. Man wächst, oder man schrumpft.

In der «dunkelsten Stunde» seines Lebens, wie er sie selbst nannte, offenbart der FDP-Chef erstaunliche Schwächen. Dieser Eindruck hat sich in den letzten Tagen verdichtet. Franz Steinegger, einer seiner Vorgänger an der Parteispitze, hat Erfahrung in Krisenbewältigung. Seit seinen Einsätzen bei den Unwettern im Kanton Uri nennt man ihn «Katastrophen-Franz». «Nichts überstürzen, einen Moment abtauchen, sich die Fakten an-

sehen, allfällige Fehler offen eingestehen – und sich vor allem nicht von Leuten ins Bockshorn jagen lassen, die das Pech für ihre Zwecke nutzen wollen», riet er Müller in der *Schweiz am Sonntag*.

Der aus der Spur geratene Präsident missachtete so ziemlich alle dieser Grundsätze. Der *Blick* sprach am Dienstag von einem «Kommunikations-Crash». Eine Chronologie der Ereignisse und Aussagen deckt Widersprüche und Ungereimtheiten auf (siehe Chronologie, Seite 33). Merkwürdig verhielt sich Müller aber bereits auf der Unfallstelle. Das zeigt eine vorläufige Rekonstruktion aufgrund von Zeugenaussagen und von Fakten, die der Polizei vorliegen.

### Verhalten nicht nachvollziehbar

Nach dem Zusammenstoss hielt Müller nicht an, sondern er fuhr 200 bis 300 Meter weiter. Erst bei der Einfahrt zum Parkplatz des Freibads Lenzburg stellte er seinen Mercedes ab. Von dort ging er zu Fuss zur Unfallstelle zurück. Nach Aussagen mehrerer Augenzeugen kümmerte sich der Unfallverursacher nicht um das Opfer. Andere sprangen in die Bresche und leisteten Erste Hilfe. Eine Frau und ein Mann kümmerten sich um die Schwerverletzte. Drei weitere Personen schirmten den Unfallort ab, bis Ambulanz und Feuerwehr eintrafen. Er könne «nicht nachvollziehen», dass Müller nach dem heftigen Aufprall einfach weiterfuhr, sagt ein Zeuge. Die Helfer waren sogar bis zur Räumung der Unfallstelle der Ansicht, der ihnen noch unbekannt Verursacher habe Fahrerflucht begangen. «Es ist traurig, dass man sich so einfach davonstehlen kann», sagt eine involvierte Person gegenüber der *Weltwoche*. Müller gab sich demnach auch den Helfern gegenüber nicht zu erkennen.

Der FDP-Präsident lieferte nachträglich zwei Erklärungen dafür, warum er am Unfallort nicht angehalten hatte. Die erste lautet, er habe den Crash gar nicht bemerkt. Er habe bloss einen Knall vernommen und gedacht, vielleicht sei ein Reifen geplatzt. Gemäss der zweiten nachgeschobenen Erklärung sei er unter «Schock» gestanden und habe in quasi geistesabwesendem Zustand seine Fahrt bis zum Schwimmbad-Parkplatz fortgesetzt.

Zeugen und Experten widersprechen dieser Deutung. Müller habe auf ihn kurz nach dem Unfall einen «sehr gefassten» und «präsenten» Eindruck gemacht, berichtet einer der Befragten. Er habe «normal gesprochen». Von «Schock» und «Nebel», wie Müller später sagte, sei von aussen nichts erkennbar gewesen. Ein Gerichtspräsident mit langjähriger forensischer Erfahrung bezeichnet Müllers Rede von einem «Schock» gar als «qualifizierten Blödsinn»: «Ein Schock im medizinischen Sinn ist ein lebensbedrohlicher Zustand mit schwerer Kreislaufstörung.» Zielgerichtetes Handeln sei in einer solchen Situation nicht

mehr möglich. Konkret: Hätte Müller tatsächlich einen Schock gehabt, so hätte er sein Fahrzeug nicht mehr lenken können. Und er wäre auch nicht «sehr gefasst» zur Unfallstelle zurückgekehrt.

### Partnerin erschien auf der Unfallstelle

Augenzeugen bezweifeln überdies, dass Philipp Müller den vorne links an seinem Wagen erfolgten Aufprall nicht bemerkt haben soll. Dieser war sehr heftig, die Rollerfahrerinnen flog über das Auto hinweg und landete schwerverletzt in einem Gebüsch. Wie aus dem Polizeirapport hervorgeht, geriet Müller

### Hätte er einen Schock gehabt, wäre er nicht «sehr gefasst» zur Unfallstelle zurückgekehrt.

nicht nur ein paar Zentimeter auf die Gegenfahrbahn, er streifte sogar eine Mauer am linken Strassenrand. Der FDP-Präsident kam massiv vom Weg ab.

Gegen die These, er habe sich in einem geistigen Dämmerzustand befunden und könne sich an nichts erinnern, bringen Zeugen in Anschlag, Philipp Müller habe weder verwirrt noch abwesend gewirkt – zumal viele ja lange gar nicht wussten, dass er den Unfall selbst verursacht hatte.

Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, ist auch Müllers Partnerin auf der Unfallstelle gewesen. Mit ihr habe der FDP-Präsident besprochen, wie es nun politisch weitergehen solle, berichtet ein Zeuge. Müller habe bereits auf der Unfallstelle strategische Überlegungen zur Bewältigung des drohenden Imageschadens angestellt. Man kam überein, den für

denselben Abend vorgesehenen Auftritt im aargauischen Lupfig abzusagen.

Doch schon am nächsten Morgen gab der Parteichef, der angeblich unter Schock stand und an einem partiellen Gedächtnisverlust litt, dem «Regionaljournal» von SRF ein Radiointerview. Wäre es ihm schlecht gegangen, so hätte der Journalist auch eine kurzfristige Absage angesichts der Umstände – Unfall mit Schwerverletzter, unter Schock stehender FDP-Präsident – selbstverständlich akzeptiert. Auch der FDP-Sprecher meldete wenig einfühlsam, Müller gehe es «gut». Im Interview sprach dieser sogar davon, dass er abends zum Herunterschalten gern ein Glas Wein genieße. Den Unfall erwähnte er mit keinem Wort.

Vor diesem Hintergrund überrascht es, dass Müller später verkündete, aus Rücksicht auf das Opfer stoppe er seinen Ständeratswahlkampf, seine Arbeit als Parteipräsident und Nationalrat aber führe er weiter. Mit Verlaub: Was nützt es dem Opfer, wenn Müller seine Wahlkampftermine selektiv absagt? Nützt es nicht eher ihm selbst und seiner Partei, wenn er sich nicht jeden Abend kritischen Fragen aus dem Publikum stellen muss? Eine klare Linie ist auch hier nicht zu erkennen. Rückzug statt transparenter Konfrontation. Echte Führungskraft sieht anders aus.

### Aussagen mit kurzer Halbwertszeit

In der Nachbearbeitung wurde es nicht besser, Panne reihte sich an Panne. Der FDP-Chef nahm den Ratschlag seines Vorläufers Steingger offensichtlich nicht zu Herzen, «offen» zu kommunizieren. Er orientierte Öffentlichkeit und Medien erst, nachdem sein Name in der Presse aufgetaucht war. Und danach informierte er bloss scheidchenweise. Unter dem



*Ergebnisse erst nach den Wahlen:* Beamte der Aargauer Kantonspolizei am Unfallort.



Bedauern «für die Verletzungen der jungen Frau»: Scooter des Unfallopfers.

Druck journalistischer Recherchen schob er zwei weitere Communiqués nach. Und obwohl er verkündet hatte, keine Gespräche über den Unfall zu führen, gab er der *Aargauer Zeitung* ein längeres Interview. Es bleibt die Impression: Die Aussagen des FDP-Lenkers haben eine kurze Halbwertszeit. Er selbst relativiert deren Gültigkeit.

Inhaltlich sind Müllers Angaben zum Unfallhergang lückenhaft. Wortreich betonte er, was er nicht getan habe, obwohl er sich angeblich an nichts mehr erinnert: Er habe keinen Alkohol getrunken, nicht telefoniert, nicht am Handy manipuliert. Auch anderweitig sei er nicht abgelenkt gewesen. Es lägen keine Hinweise für eine unangemessene oder überhöhte Geschwindigkeit vor. Gegen die Vermutung, er sei übermüdet gewesen und allenfalls in einen Sekundenschlaf gefallen, führte Müller schon einmal vorsorglich ins Feld, wie viele Stunden er die Nacht zuvor geschlafen habe. Doch was er getan hat oder nach seinem Empfinden getan haben könnte – darüber sagte Müller kein Wort. Lieber will er die Untersuchung der Staatsanwaltschaft abwarten. Deren Ergebnisse sollen erst nach den Wahlen vorliegen.

### Keine Karte, kein Anruf

Für Irritationen sorgte sodann der Umgang des FDP-Chefs mit dem Opfer und dessen Familie. Im *Blick* erhob der Vater der jungen Frau, der selbst zum Unfallort geeilt war, schwere Vorwürfe: «Dass Müller sich die ganze Zeit nicht bei mir meldete, enttäuscht mich zutiefst. Er konnte ja nicht überhören, dass ich der Vater des Unfallopfers bin. Ich gab hinten auf dem Kofferraum des Polizeiautos die Personalien an, während er bei offenem Fenster

im Auto sass. Wir kennen uns ja. Er hätte mindestens den Versuch machen können, zu zeigen, dass es ihm leidtut. Er hat sich bis Freitagabend nicht bei uns gemeldet.»

Erst nach dieser öffentlichen Intervention kam es via Müllers Anwalt – ein Pflichtverteidiger – zu einem Kontakt zwischen dem Unfallverursacher und der Familie des Opfers. Doch seither hapere es schon wieder bei Kommunikation und Mitgefühl. Am Telefon habe Müller vor allem über sich und seine eigenen Sorgen gesprochen. Wie es dem Opfer gehe, habe Müller nach Angaben des Vaters nur am Rand interessiert.

### Wenn Führungsstärke sich in der Krise offenbart, dann gebricht es Müller offensichtlich daran.

Am Montagvormittag dieser Woche versuchte der Vater der 17-Jährigen, Müller erneut am Telefon zu erreichen. Er sei jederzeit da, habe der FDP-Präsident zuvor versprochen. Bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe habe er, Müller, sich indes nicht zurückgemeldet. Es macht den Anschein, dass Müllers Schlingenfahrt fort dauert.

Die Betroffenen vermissen auch das menschliche Mitgefühl. Normalerweise schicke man in solchen Fällen eine persönliche, handgeschriebene Karte an die Verunfallte – eine solche habe die junge Frau aber bis heute nicht erhalten. «Gute Besserung» wünschte Müller ihr via Pressecommuniqué.

Bis dahin ist es freilich noch ein weiter Weg. Am Mittwoch wurde die Frau operiert. Sie hat sieben bis acht Brüche am linken Unter- und Oberschenkel erlitten. Auch das Sprunggelenk

ist beschädigt. Am rechten Bein sind vermutlich die Bänder kaputt. Wie stark die Knie verletzt worden sind, ist noch unklar. Nach bisherigen Prognosen dürften die Bänder am rechten Knie ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Psychisch gehe es ihr schlecht, heisst es im familiären Umfeld.

### Wollte Müller verschleiern, wer er ist?

Seit dem Unfall sind mehr Fragen aufgetaucht, als beantwortet wurden. Im entscheidenden Punkt schweigt Müller: Warum er an dieser eigentlich ungefährlichen Stelle der Strecke auf die Gegenfahrbahn geraten ist, will er nicht verraten. Fragen bleiben auch bezüglich seines Verhaltens am Unfallort. Warum fuhr er weiter? Weshalb stellte er sein Auto ausser Sichtweite ab? Weshalb kümmerte er sich nicht um das Opfer? Und weshalb gab er sich den freiwilligen Helfern nicht zu erkennen?

All dies könnte darauf hindeuten, dass der FDP-Chef seine Identität verschleiern wollte. Dafür spräche auch, dass die Nummernschilder des Unfallwagens so rasch wie möglich abmontiert worden sind. «Bei der Kantonspolizei Aargau gibt es über das Entfernen von Kontrollschildern weder eine feste Praxis noch Dienstanweisungen – insbesondere nicht in Bezug auf prominente Unfallbeteiligte», erklärt ein Sprecher auf Anfrage. Auch die fallführende Staatsanwaltschaft kennt «keine entsprechende Weisung oder Praxis». Als der Staatsanwalt am Unfallort eingetroffen sei, seien die Schilder aber «bereits entfernt» gewesen. Diese Willkür öffnet weiteren Spekulationen Tür und Tor. Werden bekannte Personen anders behandelt als Normalbürger? Gelten für den FDP-Präsidenten andere Regeln als für das gemeine Volk? Die Behörden vermögen auf diese Fragen keine befriedigende Antwort zu geben.

Fazit: Der Eindruck, den der FDP-Präsident seit dieser «dunkelsten Stunde» hinterlässt, kratzt an seinem Bild als souveräner und führungsstarker Parteichef. Wenn Führungsstärke sich in der Krise offenbart, dann gebricht es Philipp Müller offensichtlich daran. Der zitierte Gerichtspräsident, der oft mit Strassendelikten zu tun hat, erklärt Müllers angeblichen «Schock» so: «Was er meint, ist: Ich bin erschrocken, und mein erster Reflex war Flucht, weil ich realisierte, dass ich einen Seich gemacht habe. Ich möchte eigentlich nicht dafür verantwortlich sein.» Selbst wenn man so weit nicht gehen mag: Im Fall Müller darf von «menschlichem Versagen» gesprochen werden, im umfassenden Sinn des Worts. Die *Weltwoche* bat den FDP-Präsidenten um eine Stellungnahme zu den neuen Vorwürfen und Fakten. Konkret ging er nicht darauf ein, er brachte aber sein Bedauern zum Ausdruck «für die Verletzungen der jungen Frau». Der Unfallhergang werde im Rahmen des laufenden Verfahrens geklärt. ○



# «Ein Loch! Null Erinnerung!»

Zuerst verursacht Philipp Müller einen schweren Unfall. Dann informiert er erstaunlich spät und verheddert sich in Widersprüche. Chronologie der Ereignisse.

Von Alex Reichmuth

**Donnerstag, 10. 9., 17.15 Uhr**—FDP-Präsident Philipp Müller gerät mit seinem Mercedes zwischen Seon und Lenzburg auf die Gegenfahrbahn und rammt eine Rollerfahrerinnen. Die siebzehnjährige Frau bleibt mit schweren Beinverletzungen liegen. Nach dem Unfall fährt Müller weiter. Erst nach mehreren hundert Metern hält er am Strassenrand an und inspiziert den Schaden am Auto. Dann geht er zu Fuss zurück zum Unfallort. Persönliche Hilfe für die schwerverletzte Frau leistet er nicht.

**Freitag, 11. 9., morgens**—Die Kantonspolizei Aargau verschickt eine Mitteilung: «Lenzburg: Motorradfahrerinnen schwer verletzt». Es ist von einem 63-jährigen Schweizer die Rede, der «aus noch ungeklärten Gründen über die Fahrbahnmittle» geraten sei. Die Frau sei mit einem Helikopter abtransportiert worden, der Autofahrer sei unverletzt geblieben.

**Freitag, 11. 9., vormittags**—Auf Anfrage der *Aargauer Zeitung* (AZ) bestätigt Georg Därendinger, Kommunikationschef der FDP Schweiz: «Philipp Müller geht es gut.» Für weitere Auskünfte zum Unfall verweist er gemäss AZ auf Müller selber. Die AZ erreicht Müller nicht.

**Freitag, 11. 9., 11 Uhr**—Philipp Müller empfängt zu Hause einen SRF-Journalisten zu einem früher vereinbarten Interview über den Wahlkampf. Der Journalist weiss nichts vom Unfall. Müller erwähnt ihn mit keinem Wort. Gemäss SRF sprechen die beiden über die Hektik des Wahlkampfes und über die Arbeitsbelastung eines Parteichefs. Im Interview sagt Müller, er werde sich am Abend «ein Nachtessen mit einem guten Glas Wein» gönnen.

**Freitag, 11. 9., 14 Uhr**—Die FDP veröffentlicht ein knappes Communiqué. Titel: «Philipp Müller in Unfall verwickelt». Eine Frau sei verletzt worden. «Sie ist in ärztlicher Behandlung. Zurzeit ist nur bekannt, dass sie nicht in Lebensgefahr ist, aber Beinverletzungen hat.» Es bestehe die «Vermutung», liest man, dass Müller den Unfall verursacht habe. Ein Alkoholtest an der Unfallstelle habe 0,00 Promille ergeben. «Da es sich um ein laufendes Verfahren handelt, bitten wir Sie um Verständnis, dass wir zurzeit keine weiteren Auskünfte geben können.»

**Freitag, 11. 9., 14.30 Uhr**—Die *Aargauer Zeitung* berichtet online über Müllers Unfall. Sie zitiert einen Augenzeugen, wonach Müller

nach dem Unfall «einen ruhigen, gesunden Eindruck» gemacht habe.

**Freitag, 11. 9., 18 Uhr**—Philipp Müller veröffentlicht eine persönliche Mitteilung. Darin bekundet er Mitgefühl für das Unfallopfer. Er hoffe auf eine «möglichst schnelle und komplette Genesung» der jungen Frau. Bereits heute könne er festhalten, so Müller weiter, «dass ich nicht alkoholisiert war». Er habe nicht telefoniert oder am Handy manipuliert. «Ebenso war ich nicht anderweitig abgelenkt [...]» Er habe sich «vor und während der Fahrt fit gefühlt». Der FDP-Präsident werde «bis auf weiteres keine weitere Stellungnahme» abgeben.

**Samstag, 12. 9., morgens**—Mehrere Zeitungen berichten über Müllers Unfall. Der *Blick* titelt: «FDP-Präsident baut Horror-Crash!», und zitiert den Vater des Unfallopfers. Dieser zeigt sich «bitter enttäuscht» über das Verhalten von Müller am Unfallort. Der FDP-Präsident habe sich bei den Rettern nie gezeigt. «Er setzte sich ins Polizeiauto auf den Beifahrersitz – und liess sich nicht mehr blicken.»

**Samstag, 12. 9., später**—Philipp Müller bricht das angekündigte Schweigen und veröffentlicht ein weiteres Communiqué. Die Schilderungen des Geschehens in den Zeitungen «bedürfen einer weiteren persönlichen Erklärung von mir», so Müller. Er sei nach dem

Zusammenprall «unter Schock» gestanden. «Am Unfallort leisteten bereits viele erfahrene Personen erste Hilfe, weshalb ich als Erstes die Rettungskräfte anrief.» Von der Polizei sei er in ein Polizeiauto gesetzt worden. «Fragen im Zusammenhang mit dem Unfall werde ich im Interesse aller direkt Beteiligten und im Hinblick auf die laufende Untersuchung nicht beantworten», so Müller.

**Sonntag, 13. 9.**—Der *Sonntagsblick* zitiert Augenzeugen, die Müllers Verhalten am Unfallort kritisieren. «Er war bei der Hilfe nicht präsent», sagt eine Frau. Er habe sich nicht um das Mädchen gekümmert, meint eine andere Zeugin. «Sein Auto war ihm wichtiger.»

**Montag, 14. 9.**—Entgegen seiner Ankündigung nimmt Müller in einem Interview der AZ ausführlich zum Unfall Stellung. Er habe keine Erinnerung an die letzten Kilometer vor dem Unfall, behauptet er dabei – obwohl er drei Tage zuvor noch versichert hat, weder telefoniert zu haben, noch abgelenkt gewesen zu sein. «Ein Loch! Null Erinnerung!» Den Unfall habe er nur als «weit entfernten Knall» wahrgenommen. «Mein erster Gedanke war: «Jetzt ist mir ein Pneu geplatzt.» Er habe den Unfall keinesfalls verheimlichen wollen. «Mir war von Anfang an klar, dass mein Name bekannt werden würde.» Der Unfalltag sei «der schlimmste Tag in meinem Leben». ○



«Der schlimmste Tag in meinem Leben»: Unfallauto von FDP-Präsident Philipp Müller.

# Der Rentenbetrug

Die vom Ständerat beschlossene Erhöhung der AHV-Renten bringt die Bundesfinanzen in Schieflage. Dies zeigen Berechnungen des Finanzdepartementes. Sozialminister Alain Berset kümmert das nicht.

Von Hubert Mooser



Von Kritik keine Spur: Bundesrat Berset (r.), CVP-Ständerat Schwaller.

Retter der AHV – in dieser Rolle gefällt sich Alain Berset, der Vorsteher des Eidgenössischen Departementes des Innern (EDI). Seit der 10. AHV-Revision unter Bundesrätin Ruth Dreifuss ist keine Reform der Altersvorsorge mehr gelungen. Die 11. AHV-Revision erlitt 2004 an der Urne Schiffbruch, eine Neuauflage der Reform versenkten SP und SVP 2010 im Parlament. Und bei der zweiten Säule lehnten die Stimmbürger 2010 die Senkung des Umwandlungssatzes, also den Schlüssel zur Berechnung künftiger Renten der Pensionskassen, ab.

Gerne würde Berset jetzt als Sozialminister Geschichte schreiben, mit einer umfassenden Reform von AHV und zweiter Säule, und die Finanzierung der Altersrenten sicherstellen. Ohne Korrekturen bei AHV und Pensionskassen drohten dem System der Altersversicherung spätestens 2030, wenn die zweite Welle der Babyboomer in Pension gehen wird, ernsthafte

finanzielle Probleme, warnte Berset 2013, als er seine Vorlage präsentierte. Deshalb will er das Rentenalter für Frauen von heute 64 Jahre auf 65 Jahre anheben und somit dem Rentenalter der Männer angleichen. Er will den Umwandlungssatz von 6,8 auf 6 Prozent senken und eine Flexibilisierung des Rentenalters ermöglichen. Jeder soll frei wählen dürfen, wann er zwischen 62 und 70 Jahren in Pension gehen will. Gleichzeitig soll die Mehrwertsteuer angehoben werden, um die Altersvorsorge zu stützen. Soviel zur Theorie von Betsers ehrgeizigen Reformplänen.

Die Praxis wird nicht so rosarot sein. Auch mit dieser Reform wird die AHV im Jahr 2030 milliardenhohe Defizite ausweisen. Das Ziel der Vorlage ist denn auch nur die finanzielle Stabilisierung der Sozialwerke in den Jahren 2020 bis 2030, wie Felix Gutzwiller (FDP) letzten Montag dem Ständerat in Erinnerung rief. Doch die Kommission für soziale Sicherheit

und Gesundheit des Ständerates (SGK-S) hat daraus unter der Ägide von Betsers Intimus, CVP-Ständerat Urs Schwaller, eine Vorlage mit Leistungsausbau gezimmert. Die SGK-S beschloss die Erhöhung der AHV-Renten von Neurentnern um 70 Franken pro Monat und des Plafonds für Ehepaare von 150 auf 155 Prozent der Altersrente. Zur Finanzierung sollen die Lohnbeiträge steigen. Der Ständerat hat diesen Husarenstreich der SGK-S am vergangenen Dienstag durchgewinkt. Laut Gutzwiller wird dieser Entscheid aufgrund der hohen Zahl an Neurentnern in den kommenden Jahren zu einer Explosion der AHV-Ausgaben führen.

Der Entscheid hat einschneidende Folgen: Er bringt die Bundeskasse in Schieflage. Wie die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe anhand einer Info-Notiz Betsers an den Gesamtbundesrat aufzeigte, führen die jetzt beschlossenen Rentenverbesserungen beim Bund zu Mehrausgaben von 700 Millionen Franken gegenüber dem aktuellen Regime beim Posten Sozialversicherungen. Das Finanzdepartement von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf rechnet sogar mit Belastungen von 1,1 Milliarden Franken – dies, weil dem Finanzplan die Zahlen aus der Botschaft des Bundesrates zugrunde liegen. Darin ging die Landesregierung von niedrigeren Ausgaben aus, weil die Beiträge des Bundes an die AHV eigentlich sinken sollten.

Damit hat das Parlament ein weiteres Mal das vor einigen Wochen abgegebene Sparversprechen gebrochen. Fest steht: Für die Bundeskasse hat der Entscheid bereits ab 2018 einschneidende Konsequenzen. Dies geht aus Berechnungen des Finanzdepartementes hervor, die der *Weltwoche* vorliegen. Weil die ständerätliche Kommission sich für ein Inkrafttreten der Reform im Jahr 2018 aussprach, wird der Entscheid bereits in den kommenden Jahren seine Wirkung entfalten: Die jährliche Mehrbelastung beim Bund steigt dann um 470 Millionen Franken an. Dies, weil gemäss Entscheid des Ständerates der Bund seinen Anteil am Mehrwertsteuerprozent für die AHV (12 Prozent) bereits im Jahr 2018 leisten muss. Daraus resultiert beim Bund ein Einnahmehausfall von 520 Millionen Franken. Die Vorverlegung des Frauenrentenalters 65 auf das Jahr 2018 bringt aber nur eine Entlastung von zirka 50 Millionen Franken. Deshalb muss der Bund am Ende 470 Millionen Franken Mehrausgaben schultern.

Ab 2019 ist die Abtretung des Bundesanteils am AHV-Mehrwertsteuerprozent im Finanzplan enthalten. Der Bund hat die Minderein-

nahmen also ab da eingeplant. Trotzdem verschlechtert sich die Situation des Bundes weiter – weil nämlich der Ständerat entschieden hat, dass die Bundesbeiträge an die AHV gleich hoch bleiben sollen wie bisher. Bisher übernimmt der Bund 19,55 Prozent an den Ausgaben der AHV. Dieser Beitrag hätte laut Botschaft auf 18 Prozent sinken sollen. Die Folge davon: 2019 führen die Entscheide bei der AHV zu einer Mehrbelastung für den Bund von 626 Millionen Franken und von 623 Millionen Franken im Jahr 2020.

### Zusätzliches Sparprogramm

Das alles hat der Ständerat vor dem Hintergrund beschlossen, dass die Einnahmen bei der direkten Bundessteuer stagnieren. Der Bundesrat steht bereits vor der beschwerlichen Aufgabe, dass er den Haushalt auch ohne Mehrbelastung durch die Berset-Reform zwischen 2017 und 2019 um eine Milliarde Franken entlasten muss, will er die Vorgaben der Schuldenbremse einhalten.

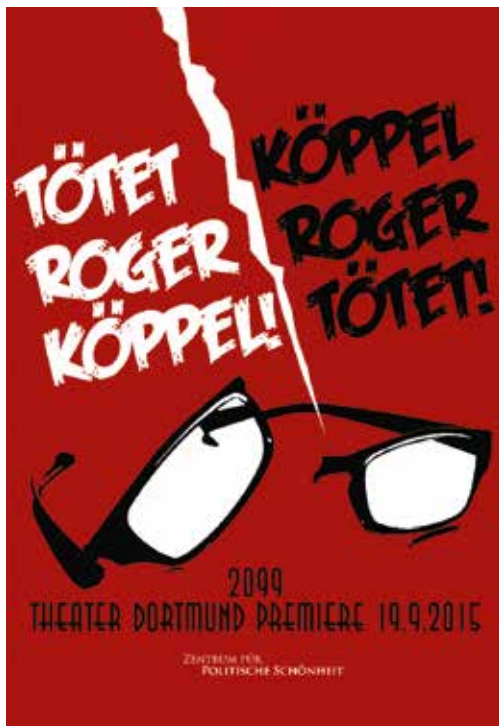
Schlimmer noch: Laut Angaben des Finanzdepartements bringen die Beschlüsse des Ständerates die Finanzen des Bundes längerfristig aus dem Lot. Mit der Reduktion des Beitragssatzes des Bundes wollte man einen sogenannten Verdrängungseffekt kompensieren. Mit anderen Worten: Der AHV-Bundesbeitrag ist an die Ausgaben der AHV gekoppelt. Dieser Ausgabenposten (auf den 2014 rund 12 Prozent der Bundesausgaben entfielen) wächst gemäss dem bisherigen AHV-Regime jährlich um 2,8 Prozent. Die Erträge wachsen indessen bloss um 1,5 Prozent. Die Differenz zwischen dem Ansatz in der Botschaft (Bundesbeitrag bei 18 Prozent) und dem jüngsten Entscheid des Ständerates (Bundesbeitrag bei 19,55 Prozent) macht bis zum Jahr 2030 1,2 Milliarden Franken aus. Ohne zusätzliche Mehreinnahmen müssen diese Mittel in anderen Aufgaben kompensiert werden.

Die Reform ist also alles andere als finanziert und bei genauerem Hinsehen ein Betrug. Inwiefern der Sozialminister in die Pläne seines Intimus Schwaller eingeweiht war, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Aber ganz sicher kommt der Entscheid des Ständerates Bersets Wünschen entgegen. Das zeigte sich auch am Dienstag: Von Kritik an den vom Ständerat beschlossenen Mehrausgaben keine Spur. «Wir stehen vor der Herausforderung, unsere Vorsorgeeinrichtungen sozialverträglich reformieren zu müssen und dafür eine politische Mehrheit zu finden», sagt Berset. Die Vorlage ist also so auszugestalten, dass sie durchs Parlament kommt und eine Volksabstimmung übersteht.

Die Erhöhung der AHV kommt den Gewerkschaften und der SP entgegen. Diese verlangen mit ihrer Initiative «AHV plus» zehn Prozent höhere Renten. Die Erhöhung der Maximalrente für Ehepaare freut Schwallers CVP, damit wird eine der Forderungen der CVP-Heiratsinitiative erfüllt. All das ist im Sinn von Berset, der à tout prix als Retter der AHV dastehen will. ○

# Humaner töten

Das Strassenmagazin *Surprise* verklärt einen Mordaufruf als Kunst, die eine Debatte befeuern soll. Schön wär's. Das Milieu der sozial Engagierten duldet keine echten Kontroversen. Von Alex Baur



«Zeichen gegen Populismus»: «Surprise», S. 18.

*Surprise* gehört zu jenen sozialen Projekten, die mit viel Goodwill rechnen dürfen. Sympathieträger wie Emil Steinberger, Mona Vetsch, Patrick Rohr und gar Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) solidarisieren sich auf der Website von *Surprise* mit den Randständigen, die das Strassenmagazin auf öffentlichen Plätzen, in Bahnhöfen und Ladenpassagen verkaufen. Die Medien – namentlich die SRG, die auch schon gratis Videospots beisteuerte – berichten in aller Regel höchst wohlwollend. Der Verein *Surprise* ist stolz darauf, seine Aktivitäten mit dem Strassenverkauf und Sponsoren (Migros, Hyundai, Gasverbund Mittelland, Christoph-Merian-Stiftung, Lotteriefonds), aber ohne direkte Unterstützung des Staates zu finanzieren.

Viele (unter ihnen auch der Schreibende) kaufen das Heft regelmässig, in erster Linie, um eine gute Sache zu unterstützen, mit dem Vorsatz, es irgendwann mal auch zu lesen. Das braucht schon etwas Überwindung, denn das meiste ist absehbar; linker Mainstream halt. Nicht viel Überraschung brachte *Surprise* auch im jüngsten Heft, das den anstehenden Wahlen gewidmet ist: 41 mehr oder weniger unbekannte Autoren aus dem Milieu der sozial Engagierten schreiben zur Frage «Was braucht die Schweiz?». Das Übliche: mehr Solidarität gegen die grassierende Armut im Land, den

Hunger und die Ausgrenzung und so. Mitten drin auf Seite 18 dann der grosse Aufreger: «Tötet Roger Köppel! – Köppel Roger tötet!». Neben dem in groben Lettern hingepinselten Mordaufruf liegt Köppels zertretene Brille. Als Autor wird am Rand ein gewisser Philipp Ruch angeführt, «Gründer und künstlerischer Leiter des Zentrums für politische Schönheit».

### Mit Gewalt gegen die Intoleranten

Diese Art von Kunst war bei allem Verständnis für die künstlerische Freiheit vielen Kommentatoren dann doch zu viel des Guten. Selbst bei *Surprise* ist es offenbar einigen Leuten nicht mehr so wohl bei der Sache. Es handle sich lediglich um ein Zitat aus einem Theaterstück, besänftigt Redaktorin Diana Frei auf Anfrage, das Plakat sei nicht als realer Mordaufruf zu verstehen, sondern als Zeichen gegen den «Populismus von rechts», den Köppel verkörpere. Das Ziel sei eine Debatte über Menschenrechte und soziale Solidarität, die Tötung ein reines Gedankenspiel – die Vision einer humaneren Welt, in der es eben keine Köppels gäbe.

Was auch immer man von der geistigen Exekution von Andersdenkenden in Namen des Guten (auch Diktatoren wollen immer nur das Beste für ihr Volk) halten mag – diese vermeintliche Fiktion ist im Biotop der sozial Engagierten längst Realität. Ein Anschauungsbeispiel dafür liefert just *Surprise*. Das Weltbild, das der Leser dort vermittelt bekommt, ist von einer schon fast bemitleidenswerten Einfältigkeit: Wer Herz und Verstand hat, vertritt linke Anliegen, nur skrupellose, gierige, intolerante und kurzsichtige Egoisten halten dagegen; denn der Staat und die Umverteilung sind grundsätzlich gut, Kapitalisten bösartig.

Der Mordaufruf im *Surprise* ist nicht einmal originell, sondern die plumpe Kopie eines (freilich nicht minder primitiven) Spektakels des bekannten deutschen Dramatikers Christoph Schlingensiefel («Tötet Helmut Kohl»). Von einer Debatte kann denn auch keine Rede sein. Was als schreiende Anklage gegen einen angeblich gewissenlosen und intoleranten politischen Gegner gedacht war, entpuppt sich als Selbstentblössung einer ganzen Branche.

Und nicht zuletzt ist das publizistische Machwerk ein Affront gegenüber ebenjenen Randständigen, in deren Namen die Sozialindustrie agiert und agitiert – und die das Heft mit dem Mitleidsbonus wohl oder übel verkaufen, nicht, weil sie vom Inhalt überzeugt wären, sondern, weil sie das Geld brauchen. ○

# Sommarugas kalte Schulter

Unter Umgehung der Rechtshilfe macht ein deutscher Staatsanwalt Jagd auf Schweizer Banken und Mitarbeiter. Juristen sind fassungslos. Die Bankiervereinigung schickt Brandbriefe nach Bern. Doch Sommarugas Beamte stellen sich schützend vor den Kollegen aus dem Norden. *Von Florian Schwab*

Stellen Sie sich vor, Sie gehörten dem Verwaltungsrat der Privatbank Y an. Eines Tages trifft ein Schreiben ein. Absender: Staatsanwaltschaft Köln. «Sehr geehrte Damen und Herren, die Staatsanwaltschaft Köln ermittelt gegen bekannte und unbekannte verantwortliche Mitarbeiter der Privatbank Y wegen des Verdachts der Beihilfe zur Steuerhinterziehung in besonders schweren Fällen durch deutsche Kunden.» Die «eingehende Analyse vieler Selbstanzeigen» lasse «belastbar» den Schluss zu, «dass [...] Mitarbeiter und verantwortliche Leitungspersonen diese Kunden in Kenntnis der steuerstrafrechtlich relevanten Umstände betreut und deren Straftaten systematisch gefördert haben». Es stehe «Ihnen frei, sich zur Sache mündlich, schriftlich oder nicht zu äussern». Unterzeichnet ist das Schreiben mit «Hochachtungsvoll. Reifferscheidt. Staatsanwalt».

Wer diesen Brief bekommt, weiss, was es geschlagen hat. Genau diesen Wortlaut hat der Kölner Oberstaatsanwalt Norbert Reifferscheidt gewissermassen in Serie im Zeitraum von Mai bis August an Dutzende Schweizer Banken verschickt. Das belegen Unterlagen, die der *Weltwoche* vorliegen. Der Schönheitsfehler: Eigentlich darf keine deutsche Staatsanwaltschaft in Steuerhinterziehungsfällen in der Schweiz ermitteln respektive Amtshandlungen wie direkten Postversand vornehmen. Es sei denn, sie hätte dafür eine Genehmigung des Bundesrats. Steuerhinterziehung ist nach geltendem Recht kein rechtshilfefähiges Delikt.

## Es droht ein Milliarden Schaden

Verschiedene Institute wandten sich besorgt an die Bankiervereinigung, die infolgedessen am 1. Juni 2015 in der Sache bei Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) vorstellig wurde. Die Branchenvertretung forderte das Justizdepartement brieflich auf, in Berlin zu intervenieren. Die Absage Sommarugas kam einen Monat später. Statt eigene Abklärungen einzuleiten, nimmt die Bundespräsidentin den deutschen Staatsanwalt in Schutz. Sie zitiert verschiedene Rechtsquellen, auf die sich die deutschen Behörden allenfalls berufen könnten. Solange in den Schreiben aus Deutschland keine Strafandrohung enthalten und die Mitwirkung an dem Verfahren freiwillig sei und zudem nur «statistische Informationen» verlangt würden, sei das deutsche Vorgehen nicht zu beanstanden. Den zitierten Brief kennt Sommaruga zu dem Zeitpunkt vermutlich noch nicht.



*Wider besseres Wissen:* Bundesrätin Sommaruga.

Anfang August wird die Öffentlichkeit auf das Thema aufmerksam. Der ehemalige Spitzenbeamte Rudolf Wyss schlägt in der *NZZ* Alarm. Die deutschen Amtshandlungen auf Schweizer Gebiet seien nicht rechtmässig. Wyss muss es wissen: Als Leiter der Rechtshilfe im Bundesamt für Justiz bis 2012 war der Jurist federführend bei der Aushandlung der Rechts- und Amtshilfeabkommen auf Schweizer Seite.

Die Bankiervereinigung sieht es wie Wyss. Nachdem Sommaruga auf das erste Schreiben hin die kalte Schulter gezeigt hatte, schickte sie

## Die Forderung bewegt sich an der Grenze des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes.

am 18. August einen regelrechten Brandbrief nach Bern. Die in Sommarugas Schreiben vom 29. Juni erwähnten Rechtsnormen stellten «keine Grundlage für die Zustellung von Schreiben durch deutsche Ermittlungsbehörden an Schweizer Banken dar». Von deutscher Seite würden die Banken mit «systematisch aufgebauten Drohszenarien» für «Zahlungen gefügig» gemacht. Es gehe in dieser Sache «um die über rechtliche Detailabklärungen weit hinausgehende Frage, inwieweit die Schweiz sich gegen direkte und rechtsstaatlich fragwür-

dige Ermittlungen fremder Staaten auf ihrem Staatsgebiet verteidigen will».

Sorgen bereitet, dass das Beispiel Nordrhein-Westfalen zuerst in den übrigen fünfzehn deutschen Bundesländern und danach in den weiteren EU-Staaten Schule machen könnte. Wenn die Schweiz sich jetzt nicht wehrt, dann wird ein Land nach dem anderen seinen Bussenfeldzug in die Wege leiten. Es droht ein Milliarden Schaden für den Bankenplatz.

Um ihrer Argumentation Nachdruck zu verleihen, legt die Bankiervereinigung das eingangs zitierte Reifferscheidt-Schreiben bei. Die Beschwichtigung des Justizdepartements, die Deutschen wollten lediglich «statistische» Informationen, widerlegt ein weiteres Dokument: ein Fragebogen, den die Steuerfahndungsstelle bereits im letzten Jahr an mehrere grosse Banken verschickt hatte. Darin werden für den Zeitraum 2003–2014 umfassende Angaben verlangt, etwa «die Auflistung aller Kundenstamm-Nummern sämtlicher deutscher Kunden» und der «Nachweis der Versteuerung in Bezug auf deutsche Kunden». Die Bankiervereinigung schreibt an Sommaruga, sie könne «Ihre Ausführungen zum rein statistischen Charakter [...] nicht teilen». Die verlangten Informationen würden «einzeln und in Kombination miteinander» direkte Rückschlüsse auf Kunden und Mitarbeiter erlauben. Die Sorge ist berechtigt, schliesslich kann eine nach Stammnummer gegliederte Aufstellung ein exaktes Bild der Vermögensverhältnisse einer Person abgeben. Allenfalls liefert man damit einen Kunden ans Messer.

Spätestens bei dieser Forderung müssten sämtliche Alarmglocken schrillen: Eine Bank, die solche Daten herausgibt, verstösst wahrscheinlich gegen das Bankgeheimnis und begeht justiziable «Handlungen für einen fremden Staat», wie es im Strafgesetz heisst. Wer – als ausländische Behörde – solche Angaben verlangt, gerät in die Nähe des Straftatbestands des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes. Offenbar haben auch die deutschen Behörden mittlerweile gemerkt, auf welchen Pfaden sie sich hier bewegen, und verschicken nur noch Drohbriefe ohne den pikanten Fragebogen.

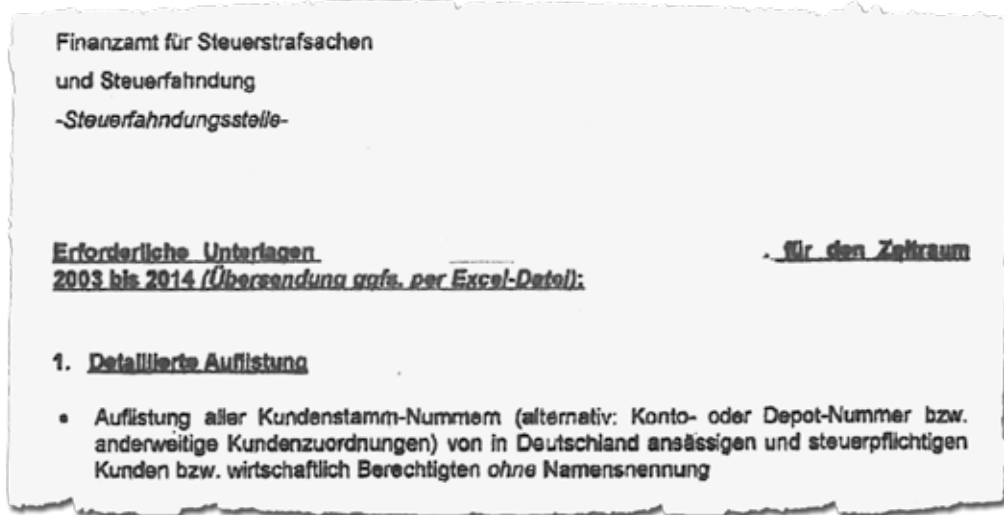
Die Bankiervereinigung will ihre Kontakte mit dem Bundesrat nicht kommentieren, diese seien «vertraulich». Jedoch sei der Branchenverband überzeugt, dass seine Anstrengungen «zu einer Neubeurteilung der Situation in Bern beigetragen haben».

Beim Justizdepartement klingt es – zumindest öffentlich – anders. Als hätte es den Brief

vom 18. August nicht gegeben, versichert ein Sprecher am Montag: «Die Aktenlage des BJ [Bundesamts für Justiz] ist unverändert: Aus den dem BJ vorliegenden Unterlagen geht nicht hervor, dass deutsche Behörden bei der Erhebung von Beweismitteln den staatsvertraglich vorgesehenen Amts- oder Rechtshilfeweg umgangen haben.» Erst auf eine konkrete Anfrage hin bestätigt das Bundesamt, dass es die beiden Dokumente von der Bankiervereinigung erhalten habe. Warum wurde dann nicht bei den Deutschen interveniert? Das BJ flüchtet sich in wenig glaubwürdige Ausreden: Die von der Bankiervereinigung übermittelten Dokumente, die auch der *Weltwoche* vorliegen, seien «aus dem Zusammenhang gerissen und anonymisiert worden». Damit sei «unklar, ob sie direkt an Banken verschickt worden sind und aufgrund welcher Delikte genau Ermittlungen geführt werden». Als ob sich die Bankiervereinigung die Briefe selbst ausgedacht hätte.

#### «Rette sich, wer kann»

Mit der Sache vertraute Juristen schütteln über so viel Nonchalance den Kopf. Wider besseres Wissen erwecken Sommarugas Beamte den Eindruck, alles gehe mit rechten Dingen zu. Sie behaupten unverdrossen, es sei «unklar», aufgrund «welcher Delikte genau Ermittlungen geführt werden». Dabei steht es schwarz auf weiss in dem Brief: «Verdacht der



*Fragwürdige Ermittlungen:* Fragebogen aus Deutschland.

Beihilfe zur Steuerhinterziehung». Will das Justizdepartement den Deutschen öffentlich eine Carte blanche ausstellen und die Steuerbehörden europaweit zur Nachahmung ermuntern?

Auf mehrfache Nachfrage lässt das Bundesamt für Justiz dann doch noch vage durchscheinen, dass man offenbar über das deutsche Vorgehen nicht allzu glücklich ist. Bei einem vor langer Zeit anberaumten «allgemeinen Meinungs- und Informationsaustausch» am 4. September in Berlin habe man das Thema

«vorsorglich» zur Sprache gebracht. Das deutsche «Bundesministerium der Justiz hat zugesichert, die aufgeworfenen Fragen mit den betroffenen Ländern zu besprechen». Ob sich Oberstaatsanwalt Reifferscheidt von der «vorsorglich» vorgetragenen Bitte beeindruckt lässt, sich freundlichst an den Rechtsweg zu halten? Die meisten Banken baumeln ohnehin schon an seinem Haken. Die Aussichten für Schützenhilfe aus Bern sind bescheiden. Die Devise auf dem Bankenplatz heisst: «Rette sich, wer kann.» ○

# SVP ist die einzige Partei...

... die garantiert, dass

- die Zuwanderung begrenzt wird
- die Missbräuche im Asylwesen beseitigt werden
- kriminelle Ausländer ausgeschafft werden
- ein Anschluss an die EU verhindert wird

Darum am 18. Oktober  
**SVP wählen.**

[www.svp.ch](http://www.svp.ch)

SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern, PC: 30-8828-5



# Die Siegerin sucht den Weg

Die Parteien im Wahlcheck: Die SVP ist immer noch die klar stärkste Partei, aber sie war die letzten vier Jahre in einer schwachen Position, auf der Rechten isoliert. Sie kann ihre Stärke nur ausspielen, wenn sie sich bei den Wahlen und im Parlament wieder mehr um Koalitionen kümmert. *Von Markus Schär*



Der Wille war da, aber kein Weg. Auch 2011 gewann die SVP, schon zum vierten Mal, die Wahlen als stärkste Partei. Und doch verlor sie schwer: 2,3 Prozent Wähleranteil gegenüber 2007 (28,9 Prozent);

acht Mandate im Nationalrat und auch zwei Sitze im Ständerat, den sie stürmen wollte; vor allem ihre Macht im Bundeshaus. Denn die fünf Fraktionsmitglieder, die 2008 die BDP gegründet hatten, lehnten sich mit vier neugewählten «Anständigen» an die Linke an: Sie wollten den Sitz von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf um jeden Preis halten.

Was das hiess, zeigt eine Auswertung des Politforschers Michael Hermann für die NZZ: «Rutsch nach links». In der letzten Legislatur siegte die Rechte bei 57 Prozent der Abstimmungen, in der laufenden Legislatur nur noch bei 50 Prozent. Vor allem in der Sozial-, der Energie- und der Verkehrspolitik setzte sich die Linke mit Hilfe der ausfransenden Mitte durch. Die SVP, als stärkste Partei in der Opposition, konnte nur in einer unheiligen Allianz mit der SP Vorlagen zum Absturz bringen, wie die IV-Revision oder das Armeebudget. Und sie musste mit dem Volk drohen, das ihre Initiativen für die Ausschaffung von kriminellen Ausländern und gegen die Masseneinwanderung angenommen hatte.

Auf der Rechten, zeigt das Rating von Michael Hermann, blieb die SVP geschlossen allein, mit Werten zwischen 6,3 (Jean-Pierre Grin) und 10 (Lukas Reimann). Selbst zwischen der SVP-Fraktion und den rechten Flügeln von CVP (Gerhard Pfister, 3) und FDP (Hans-Peter Portmann, 4,1) klappt eine Lücke. Bei den Smartspidern – also bei der Positionierung in den anstehenden Politfragen – weichen dagegen SVP und FDP wenig voneinander ab. Hier finden sich teils krasse Unterschiede zwischen SVP-Exponenten (zumindest bei jenen, die auf Smartvote zu ihrer Meinung stehen, was zahlreiche Prominente nicht tun).

So bei der «liberalen Gesellschaft»: Der Rechtsprofessor **Hans-Ueli Vogt** (ZH), der sich zu seiner Homosexualität bekennt und für die Legalisierung von Cannabis eintritt, kommt auf 85 Prozent, der Bergbauer **Erich von Siebenthal** (BE), der sich im evangelikalen Glauben verschanzt, auf 18 Prozent.

Den Unterschied zur FDP macht die Achse zwischen offener Aussenpolitik und restriktiver Migrationspolitik aus, wo es einige Kandi-

dierende auf null beziehungsweise hundert Prozent bringen, so als prominenteste die Luzernerin **Yvette Estermann** – eine gebürtige Slowakin. Solange aber dieser Konflikt die Zusammenarbeit stört, finden SVP, FDP und der rechte Flügel der CVP nicht zur Mehrheit zusammen.

## Leistungen

Auf der Rechten isoliert, konnte die Fraktion nur unverrückbare Positionen klarmachen. Der Parteipräsident **Toni Brunner**, im Plenum kaum zu hören, tat es fürs Volk. Der Schwyzer Ständerat **Peter Föhn** erklärte die Schweiz aus der Sicht des Muotatals. Und der neugewählte Fraktionschef **Adrian Amstutz** bewies nicht nur mit seiner Erscheinung als Richard Gere der Voralpen, sondern auch mit seinem Auftritt als Debattierer Starqualitäten. Er entdeckte sogar, wie das mit den Kompromissen geht, als er bei der Zweitwohnungsinitiative nach zähestem Geschacher mit Vera Weber einen Weg fand.

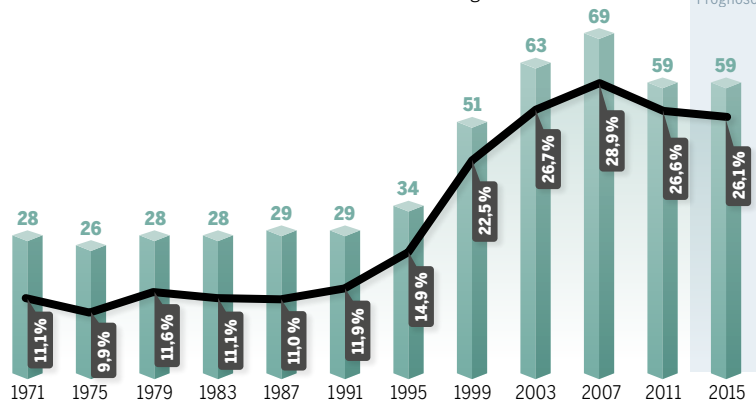
Nur **Toni Bortoluzzi** prägte sonst in der Sozial- und der Gesundheitspolitik Lösungen mit (die scheiterten) – die Partei wird ihn noch vermissen. So brachten die Kompetenz und das Engagement von Neuen zu wenig, wie dem Zuger **Thomas Aeschi** (Finanzen), dem St.Galler **Roland Rino Büchel** (Aussenpolitik), dem Basellandschäftler **Thomas de Courten** und dem Basler **Sebastian Frehner** (Gesundheit) oder dem in der Deutschschweiz zu Unrecht nicht beachteten Genfer **Yves Nidegger** (Recht). Und auch der St.Galler **Lukas Reimann**, einer der Jungstars der letzten Legislatur, schaffte es vorerst nur ins Präsidium der Auns.

## Enttäuschungen

Es gab aber durchaus SVPler, die Erfolge feierten – die Bauern, die Verbündete bis hin zur SP fanden. Einer ihrer Wortführer, der Berner **Andreas Aebi**, fällt denn auch

## Entwicklung der Parteistärke

Wähleranteil und Anzahl Sitze in der Bundesversammlung

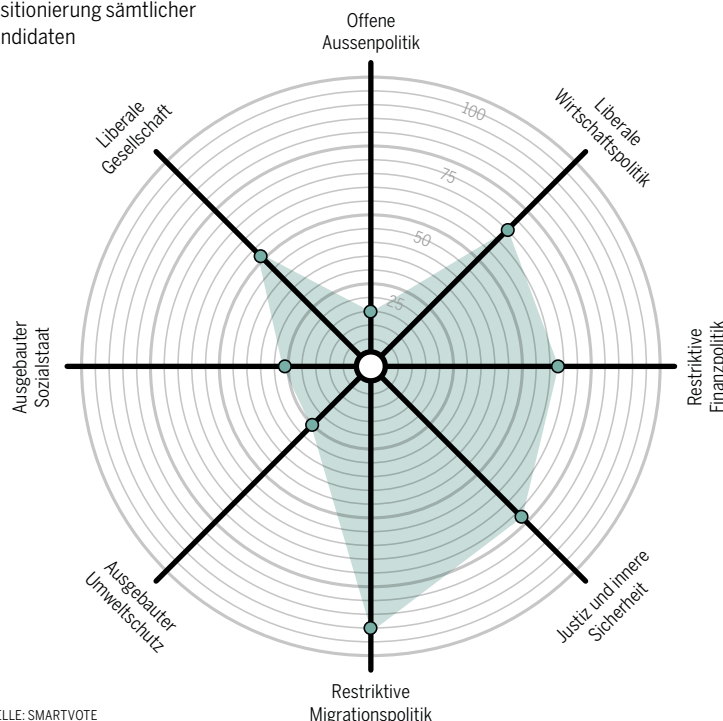


QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), SRG-WAHLBAROMETER, WELTWOCH

## Stärkste Partei in der Opposition.

### SVP-Smartspider

Positionierung sämtlicher Kandidaten



QUELLE: SMARTVOTE

## Teils krasse Unterschiede zwischen SVP-Exponenten.



Das grösste Gerangel herrscht in Zürich: Parteipräsident Brunner mit Kader an der Delegiertenversammlung, 22. August 2015.

mit seinem perfekt eingemitteten Smartspider auf: Er hat offenbar die BDP-Abspaltung verpasst. Die zwölf (!) SVP-Agrarier begnügten sich zumeist damit, an den Grenzhürden zu schrauben und am Subventionshahn zu hebeln, für anderes blieb kaum Energie.

Auf der Reserve laufen daneben die Restbestände der Autopartei, die vor zwanzig Jahren in der SVP aufging. Der Aargauer **Ueli Giezendanner** tritt nochmals an, weil es ihn für die zweite Gotthardröhre und die sechs Autobahnspuren im Mittelland brauche. Und auch der Solothurner **Roland Borer** findet das – wegen des Sitzverlusts für seinen Kanton und der Konkurrenz in seiner Partei riskiert er aber den Crash.

### Hoffnungen

Um die Nachfolge von jetzt oder demnächst Abtretenden kämpfen ganz unterschiedliche Kandidaten; mit ihnen wandelt sich auch der Charakter der Partei. Im Wallis streiten sich um den Sitz des Paradiesvogels **Oskar Freysinger** der Advokat **Franz Ruppen** und der Kardiologe **Patrick Hildbrand**. In Bern hoffen der Banker **Thomas Fuchs**, neben dem Oskar Freysinger wie ein Spatz erscheint, und der Ingenieur-Agronom **Werner Salzmann**, der als Kantonalparteipräsident für den Unternehmer **Hansruedi Wandfluh** nachrutschen sollte – was der

2011 verdrängte Bernjurassier **Jean-Pierre Graber** verhinderte, weil er den Sitz für seine Tochter **Anne-Caroline Graber** warmhalten will. Und in Graubünden strebt auch **Magdalena Martullo-Blocher** eine familieninterne Nachfolge an – mit weit grösserem Kaliber.

In der Waadt tobt noch immer der Streit, der vor vier Jahren ausbrach: Alle vier SVP-Nationalräte kommen als Bauern aus dem Gros de Vaud, den Städtern vom See blieb der Frust. Am meisten ärgert dieses Malaise den Wahlkampfleiter für die Romandie, **Claude-Alain Voiblet** – den Sechstplatzierten von 2011. Nach den Rücktritten von zwei Bauern könnte er es diesmal schaffen. Nur: Jetzt zofft sich die Partei, weil die Präsidentin **Fabienne Despot** eine Sitzung samt Erörterung des Sexuallebens von Mitgliedern heimlich aufnahm.

Das grösste Gerangel herrscht in Zürich. Als kampferprobte Kräfte warten der Jurist **Claudio Zanetti** und die Juristin **Barbara Steinemann**, 39, die «junge Frau», der Toni Bortoluzzi nicht Platz machen wollte, weil sie «keine ideale Vertreterin der Frauen» sei. Und sie müssen wohl weiter warten, wegen des Bauern **Martin Haab**, den der Agrarflügel an die Futterkrippe stösst, wegen des Rechtsprofessors **Hans-Ueli Vogt**, dem seine Ständeratskandidatur hilft, und, ja, wegen des Kandidaten, über

den der Experte **Michael Hermann** sagt: «Sicher ist zwar nur der Tod – aber der Nationalratsitz von **Roger Köppel** kommt gleich danach.»

### Aussichten

Die neusten Daten des SRG-Wahlbarometers verheissen der SVP zwar mehr Stimmen; sie muss sich am 18. Oktober aber wohl damit zufriedengeben, ihre Sitzzahl im Nationalrat zu halten. Umso mehr kann sie in den Wochen danach gewinnen, bis zur Bundesratswahl vom 9. Dezember: Wenn die Konstellationen und die Koalitionen stimmen, liegt in mehreren Kantonen ein Ständeratssitz drin, so in Bern (**Albert Rösti**), in St. Gallen (**Thomas Müller**) und in Zürich, und vor allem ein zweiter Bundesrat.

Deshalb kommt es nicht darauf an, wie die SVP am 18. Oktober abschneidet, sondern wie sie sich vorher und besonders danach zur bürgerlichen Konkurrenz verhält. Der geschmähte «Gaga-Wahlkampf» um den freundlichen Wachhund **Willy** deutet darauf hin, dass die Parteistrategen dies verstanden haben: Die SVP gibt sich locker, lustig, gar selbstironisch. Wenn es der Partei gelingt, die Mehrheit rechts von der Mitte zu sammeln, die das Volk eigentlich wählt, dann heisst es am 9. Dezember tatsächlich: «Wo ein Willy ist, ist auch ein Weg.» ○

Am 18. Oktober haben Sie die Wahl: Wer soll ins eidgenössische Parlament?  
Sichern Sie sich jetzt hochprozentige Fakten und Meinungen mit bis zu 72% Rabatt  
für das entsprechende Abo. Und gewinnen Sie zudem ein exklusives Wochenende  
am Murtensee inklusive Besuch von Ted Scapas Schloss.



Auf [www.baz.ch/wahlabo](http://www.baz.ch/wahlabo) das passende Abo auswählen.  
Abonnieren und profitieren.





Brief aus Bern

## Darf's ein bisschen süsser sein?

Lob erhält nicht mehr, wer inhaltlich recht hat, sondern wer sich durchsetzt. Politiker vermitteln zunehmend das, was die Menschen hören wollen, statt diese von ihren eigenen Positionen zu überzeugen.

Von Cédric Wermuth



Ich habe die Schnauze voll vom Wahlkampf. Ja, ganz ehrlich, es geht mir so was von auf den Geist. Oft haben wir in dieser Zeit drei-, viermal pro Tag eine Veranstaltung, ein Podium, eine Standaktion, einen Interviewtermin –

Samstag und Sonntag eingeschlossen. Wahlkampf ist eine verdammt anstrengende Zeit. Aber das ist es nicht. Das macht sogar Spass, weil man selten im Politikerleben in so kurzer Zeit mit so vielen unterschiedlichen Menschen in Kontakt kommt.

Was mir dermassen auf den Geist geht, ist die zunehmende Inhaltslosigkeit vieler Wahlkämpfe. Image scheint das Zauberwort der Stunde zu sein. Es geht immer nur ums Image. Die SVP versucht sich mit ihren Blödelvideos ein lockerer Image zu geben, die FDP arbeitet sich am Bankenimage ab, die CVP will das Image einer modernen, aufgeschlossenen Familienpartei ... Parteien dürfen die Imagekampagne wählen, die ihnen in den Sinn kommt. Es ist frustrierend, wie wenig Raum in einem solchen Wahlkampf inzwischen die inhaltliche Auseinandersetzung beansprucht, wie stark sie vom Polit-Marketing verdrängt wird.

### Es muss nicht sinnvoll sein

Seit mehreren Jahren lässt sich beobachten, wie der Einfluss von (selbsternannten) Politikexperten und -beratern auf die Politik zunimmt. Sie machen Politik zum Geschäft. Sie arbeiten für jeden, der sie bezahlen kann, unabhängig davon, was er oder sie politisch vertritt. Politische Inhalte können in diesem Geschäft keine Rolle mehr spielen. Die inflationären Ratings, in denen wir National- und Ständeräte nach allen möglichen und unmöglichen Kriterien bewertet werden, tun das Ihrige dazu. Die meisten dieser Bewertungen, zum Beispiel jene zum individuellen Einfluss von Parlamentariern, sind zwar hanebüchen, aber sie wirken. Sie machen Politik zu einem Aufmerksamkeitsbusiness: Lob erhält nicht mehr, wer inhaltlich recht hat, sondern wer sich durchsetzt, ob mit sinnvollem Inhalt oder nicht; Lob erhält, wer auffällt – ob intelligent oder nicht –, wer eine gute Falle macht. Für die Beratungsindustrie funktioniert das Modell: Die politischen Parteien und Verbände verlagern

seit Jahren ihre Budgets von der politischen Grundlagen- und Bildungsarbeit hin zu Kampagnen und Marketing – und das generiert Aufträge. Politische Kampagnen gleichen deshalb auch immer mehr den Werbeanzeigen für Mars oder Snickers: Darf's ein bisschen süsser sein?

Dahinter steht ein Politikmodell, das wir inzwischen alle aus den Medien kennen: die Vorstellung, Politik sei so etwas wie ein zwei- oder mehrdimensionaler Markt, zum Beispiel einer dieser berühmten Smartspider. Irgendwo auf diesem Markt sind die Wählerinnen und Wäh-



Politik wird zum Geschäft: SVP-Mann Mörgeli.

ler verteilt. Die Aufgabe der Politikerinnen und Politiker als Unternehmer ihrer selbst besteht nun vermeintlich darin, das eigene Image dorthin zu bewegen, wo sie die potenziellen Politik Konsumentinnen und -konsumenten vermuten. Eigene Positionen werden dabei zur Nebensache: Wichtig ist nicht mehr, woran man glaubt. Sondern das, von dem man glaubt, dass es die Menschen hören wollen. Politik wird dann auch Expertenangelegenheit. Offenbar brauchen wir plötzlich Beraterinnen und Berater, die statistische Daten auswerten, die uns dann sagen, was die Menschen in diesem Land anscheinend wollen – statt dass wir mit den

Menschen sprechen würden. So verliert die Politik das, was sie eigentlich ausmachen sollte: den Streit darum, wie und nach welchen grundlegenden Regeln wir unsere Gesellschaft organisieren wollen. Das Problem des Politik-Marktmodells liegt genau darin. Für Marktteilnehmer sind die Regeln gesetzt, Angebot und Nachfrage bestimmen (vermeintlich) den Preis. Das System kann keiner in Frage stellen. Macht man Politik aus Überzeugung, geht es nicht darum, den Wähler oder die Wählerin auf dem weissen Fleck im Koordinatensystem zu finden. Wahlsiege sind die Folge guter Politik, nicht Selbstzweck. Es geht vielmehr darum, das ganze Koordinatensystem der Gesellschaft zu verschieben. Die Menschen von den eigenen politischen Inhalten zu überzeugen, um ihre Herzen und Köpfe zu kämpfen. Es geht nicht darum, sich den Menschen zu verkaufen. Eine Politik, die das nicht mehr tut, kommt selbstverständlich jenen zugute, die vom aktuellen Status quo am meisten profitieren.

### «No games!»

Die Menschen spüren, wenn das, was sie tagtäglich in den Zeitungen lesen, zum Theater verkommt. Sie wenden sich frustriert von der Politik ab, oder sie wählen jene, die diesen Frust thematisieren. Die Inhaltsleere vieler etablierter Parteien war eines der zentralen Einfallstore für die neue Rechte, von Blocher bis Le Pen. Europa erlebt dieser Tage aber, dass ein Aufstand gegen eine marketinggetriebene Politik auch hoffnungsvoll sein kann und nicht destruktiv sein muss. Die Erfolge von Podemos in Spanien, Bernie Sanders in den USA, Syriza in Griechenland und zuletzt die Wahl des jahrzehntelangen *backbencher* (Hinterbänklers) Jeremy Corbyn zum Präsidenten der Labour Party in Grossbritannien sind ein Ausdruck davon, wie satt es die Menschen haben, Marketing vor politische Überzeugungen zu stellen. Nach Jahren des inhaltsleeren *campaigning* und der mehr oder weniger «flexiblen» Handhabung von politischen Überzeugungen, wenn es grade passte, verspricht Corbyn das Gegenteil: *No games!* Nicht Taktik, nicht Marketing, sondern Überzeugung. Auch wenn das heisst, hart angegriffen zu werden. Es wäre zu hoffen, dass etwas von diesem politischen Mut über den Kanal schwappet.

Cédric Wermuth, 29, ist SP-Nationalrat.

# Gnadenlose Brutalität

Zuerst war es eine Auftragsarbeit, ein Buch über Marignano zu schreiben, dann eine Expedition in gefährliches Gebiet, schliesslich entdeckte ich die Schweiz.

Von Markus Somm

Als die Eidgenossen im Begriff waren, die Schlacht bei Murten zu gewinnen – das war im Jahr 1476 –, und die Burgunder längst geschlagen um ihr Leben rannten, entschieden sie sich, für einmal nicht auf die Knie zu sinken und zu beten, sondern den Dank an Gott einstweilen aufzuschieben. Sie zogen es vor, zuerst zu plündern und abzustechen, was sich noch bewegte. Niemand wurde verschont. Ein zeitgenössischer Historiker beschrieb den Untergang der Burgunder:

«Die meisten stürzten blindlings in den See, der die Stadt rings umspült. Einige kletterten auf Bäume, um den Feind auf diese Art zu täuschen. [...] Edelleute wie gemeines Volk wurden unterschiedslos wie Vieh hingeschlachtet. Einige Eidgenossen bestiegen ein Schiff und schlugen denen den Kopf ab, die im Wasser Rettung gesucht hatten und mit erhobenen Armen um Gnade flehten. Andere holten mit ihren Flinten die auf den Bäumen Sitzenden wie Vögel herab und wieder andere steckten die Häuser in Brand, in denen Feinde Rettung gesucht hatten. Überall herrschte Wehgeschrei, Flehen und Stöhnen der Sterbenden. Auf der Flucht fielen weit mehr Leute als im Kampf.»

Das Plündern und Töten in Murten war keine einmalige Angelegenheit, kein Lapsus in der langen Geschichte harter, aber fairer eidgenössischer Kriegsführung. Im Gegenteil, die alten Eidgenossen machten aus Prinzip keine Gefangenen – und nicht etwa, weil die Krieger am Ende eines stundenlangen Kampfes schwer zu bändigen gewesen wären und man ihnen das zugestehen musste –, nein, sie handelten streng nach Reglement. Die Behörden zu Hause schrieben ihnen das vor. Wir kennen zahlreiche entsprechende Weisungen. Es war ein geplanter Terror, den die Eidgenossen systematisch und bewusst verbreiteten. Nichts machte sie bei ihren Feinden verhasster – und nichts trug mehr bei zu ihrem Ruf als die brutalsten und effizientesten Todesmaschinen des Mittelalters. Sie galten als schlimmer als die Türken. Es war Ausdruck eines herzlosen Marketings.

In den vergangenen Monaten habe ich mich recht intensiv mit den alten Eidgenossen befasst, weil ich verstehen wollte, wie es zur Schlacht von Marignano gekommen war und was diese für unsere Geschichte bedeutete. Auf gut dreihundert Seiten habe ich versucht, diese Fragen zu klären. Marignano ist ein fantastischer Stoff: voller Kraft und Blut, Glanz und Tragödie; Menschen treten auf und

gehen unter, Sehnsüchte zerschellen, Grössenwahn verbrennt, von Erhabenem ist zu berichten, Niederträchtiges zu beklagen. Das Buch ist kein Schlachtbericht, sondern eine Geschichte der Schweiz zwischen 1490 und 1521 – einer Schlüsselzeit unserer Vergangenheit. Sie ist noch heute gegenwärtig.

Wenn mich aber jemand fragt, was mir von den alten Eidgenossen am meisten geblieben sei, dann ist es vielleicht diese Brutalität, die sie auszeichnete und im 14. und 15. Jahrhundert zum Schrecken Europas machte. Wir kennen die Wikinger und ihre Gräueltaten, wir beobachten das Gemetzel im Nahen Osten mit Abscheu, wir verdammen die Eskapaden der Taliban und offerieren allerorten unsere Guten Dienste: Dass wir selber diesen Monstern glichen, ist den meisten Schweizern nicht mehr bewusst. Im Land des Roten Kreuzes ist diese kriegerische, unmenschliche Hinterlassenschaft kaum mehr spürbar. Dabei war sie wichtig: Denn diese bestürzende Brutalität pflegten die alten Eidgenossen nicht nur aus taktischen Gründen, um ihre Gegner einzuschüchtern und zu lähmen, vielmehr hatte diese Gnadenlosigkeit sehr viel mit dem zu

## Zweihundert Jahre lang gewannen die Eidgenossen so gut wie jede Schlacht.

tun, was die Eidgenossen so speziell machte. Sie waren eine Truppe von unten: Hier kämpften Bauern, Pferdehändler und Viehzüchter, Schneidermeister und Schmiede, Zimmerleute und Köche, Sennen und Säumer, Stadtbürger und Landleute, auch vereinzelt Adlige, gewiss, aber die Eidgenossen waren ein zutiefst plebejisches Heer, dem es gelang, die stolzen, selbstverliebten Ritter, jene frühen Kampfpanzer mit Lanze, jene gesattelten Snobs des Abendlandes, zu vernichten.

Es war eine Leistung von welthistorischem Rang. Auch das ging vergessen. Nachdem die Ritterheere im hohen Mittelalter die Schlachtfelder Europas nach Belieben beherrscht hatten und das Fussvolk nur mehr die wenig attraktive Rolle des Kanonenfutters zu spielen hatte, waren die Eidgenossen die Ersten, die wiederholt Ritterheere besiegten. Zuerst, am Morgarten (1315), halfen ihnen wohl das Gelände und der Zufall, dann, vor allem bei Sempach (1386), zeichnete sich eine militärische Revolution ab: die Renaissance der Infanterie im Westen. Es

brach die Stunde der Schweizer an. Ihr Erfolg war spektakulär. Mit ihren Gewalthaufen, die der antiken Phalanx glichen, waren sie in der Lage, die besten Armeen Europas zu massakrieren. Die Ritter stiegen ab; die Könige, Generäle und Feldherren begannen, die eidgenössische Infanterie zu kopieren. Sie galt als unschlagbar.

Zweihundert Jahre lang, von 1315 bis 1515, gewannen die Eidgenossen so gut wie jede Schlacht. Allein gegen die Habsburger, ihre ältesten Kontrahenten, kam es in diesem Zeitraum zu 47 militärischen Zusammenstössen; von diesen gewannen die Schweizer 41, die Habsburger dagegen bloss sechs. Im Jahr 1511 schloss man Frieden – und die Habsburger, die mächtigste Dynastie Europas, fanden sich damit ab, dass sie das ganze Gebiet zwischen



Entscheidungen: Schlachtfeld bei Marignano, 1515.

Rhein und Alpen an die Eidgenossen verloren hatten. So entstand die Schweiz. Nicht durch Verträge, nicht aus Zufall, nicht weil sich niemand für dieses Gebiet interessiert hätte, nicht weil wir geschäftstüchtig oder schlau gewesen wären, sondern in erster Linie, weil sich die alten Eidgenossen militärisch durchsetzen konnten. Auch dieses Land ist im Krieg geschaffen worden.

**A**ber warum brachten die Schweizer alle Gefangenen um? Es bedeutete eine Art politischer Protest. Im Mittelalter war es üblich, Gefangene zu machen, um sie dann gegen ein Lösegeld freizulassen. Je vornehmer der Gefangene, desto mehr Lösegeld war fällig: Adlige waren gemäss dieser Logik lukrativer als Bauern, weswegen Bauern meistens auf dem Schlachtfeld starben. Niemand kümmerte sich um sie, da sie ja kaum ein nennenswertes Lösegeld zu sichern vermochten. Adlige dagegen wurden geschont und gepflegt, um sie nachher mit Gewinn auszutauschen. Es sei denn, sie stiessen auf die Eidgenossen.

Diesen ging der Ruf voraus, den Adel zu hasen und ihn zu vertreiben – was zutraf. Bald,

schon im 15. Jahrhundert, gab es in der Schweiz kaum mehr Adlige. Politisch war die Eidgenossenschaft ein europäisches Kuriosum, hier herrschten keine Fürsten, sondern dieser Bund (oder besser: diese Bünde) bestand aus mehreren gleichberechtigten Orten (den heutigen Kantonen), die sich selber ganz unter-

## Warum brachten die Schweizer alle adligen Gefangenen um?

schiedlich organisierten. In den einen, den Ländern, bestimmten recht demokratische Landsgemeinden die Politik, in den Städten waren es die Zünfte, Räte oder ein paar wenige Patrizier – der Adel dagegen genoss hier keine Vorrechte, sein Wort wog nicht mehr als das der übrigen Bürger. Wer adlig war und eidgenössisch blieb, hatte sich mit diesen republikanischen Verhältnissen zu arrangieren. Manchen behagte das nicht; sie wanderten ins Süddeutsche aus.

Weil die Eidgenossen den Adel verabscheuten, schertten sie sich auch nicht um das Ge-

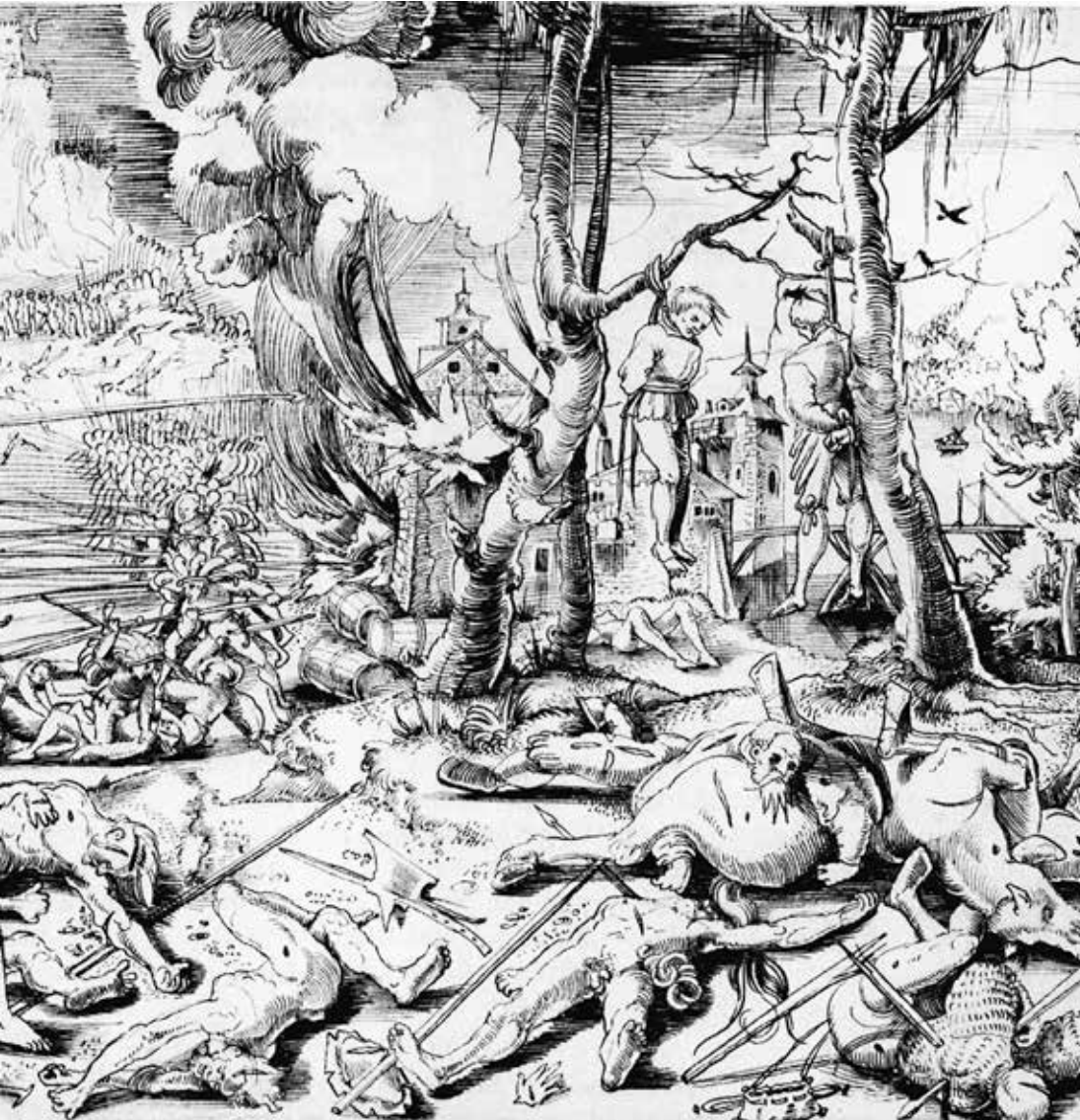
schäftsmodell der Verwertung von Gefangenen, das den Adel bevorzugte. Mit geradezu klassenkämpferischer Überzeugung brachten sie alle um. Vor Hass waren sie so blind, dass sie lieber auf das Lösegeld verzichteten.

Vor gut vier Jahren hat mich Manfred Hiefner, der damalige Geschäftsführer des Stämpfli-Verlages, gefragt, ob ich Lust hätte, über die Schlacht von Marignano ein Buch zu verfassen. Es stehe doch ein Jubiläum an, und der Stoff liege mir. Mit Hiefner hatte ich das Buch über General Guisan gemacht – mit guten Erfahrungen. Dennoch zögerte ich. Selber ein Historiker, der sich vor allem mit dem 19. und 20. Jahrhundert beschäftigt hatte, war ich unsicher, ob ich mich aufs Mittelalter einlassen wollte. Fünfhundert Jahre? Was gab es da noch Gültiges zu sagen, was war denn zu sichten im mythischen Nebel der alten Eidgenossenschaft? Mir war auch bewusst, dass es sich um einen Stoff handelte, den man leicht der sogenannten geistigen Landesverteidigung zuordnen konnte. Roch dieser Stoff nicht nach Villiger-Kiel und kratzigen Militärdecken? Würde man mir nicht sogleich eine politische Agenda unterstellen?

Am Ende zählte das alles nichts: Manfred Hiefner hatte schlicht eine gute Nase für einen guten Stoff gehabt. Ich war überrascht, wie vieles an Quellen, Augenzeugenberichten und Protokollen noch greifbar war, ich war hingerissen von diesen alten Eidgenossen, die uns so viel vertrauter sind, als wir uns das denken – und die gleichzeitig Eigenschaften aufweisen, an die wir uns lieber nicht erinnern. Ich war fasziniert davon, wie diese merkwürdige Alpenrepublik im alten Europa fortbestand mit ihren kaum durchschaubaren Institutionen, wo niemand herrschte und doch (fast) alle etwas zu sagen hatten, und es war verblüffend, zu erfahren, wie eng wir mit der grossen Politik Europas verwoben waren. Die Schweiz trat Anfang des 16. Jahrhunderts für eine kurze Zeit in Europa auf, als wäre sie eine Grossmacht. So wurde sie von den Übrigen behandelt – und umworben: ein Rendez-vous mit der Weltgeschichte.

All das bot Marignano. Es gab mir den Vorwand, eine Zeit zu entdecken, in der vieles entschieden worden war, was die Schweiz noch heute prägt. Dass wir ein Kleinstaat geblieben sind und uns von der Politik der Grossmächte fernhalten, dass unser Land sich schon lange – lange vor Marignano – auf einen Sonderweg begeben und diesen nicht mehr verlassen hat: All das wurde 1515 festgeschrieben – auch wenn es den Zeitgenossen nicht ersichtlich war. Hätte die Schweiz in Marignano gewonnen, hätte sie die Lombardei, die sie besass, behalten: Wahrscheinlich wäre sie ein anderes Land geworden. Vielleicht wäre sie auch untergegangen.

Markus Somm: Marignano. Die Geschichte einer Niederlage. Stämpfli. 343 S., Fr. 44.–





Plus zehn Millionen: IKRK, hier im Südlibanon.

# Spendable Eidgenossenschaft

Die Schweiz gilt als Rosinenpickerin. Ein Blick in die Staatsrechnung zeigt: Wir zahlen jährlich über 4,2 Milliarden Franken ins Ausland. Viel mehr, als der Bundesrat glaubt.

Von Peter Keller

Die Schweiz wird regelmässig kritisiert, in der Aussenpolitik vor allem auf die eigenen Vorteile zu schauen. Etwa vom EU-Parlamentspräsidenten Martin Schulz, der gerade als Stargast der schweizerischen SP eingeladen war. Stimmt dieser Eindruck? Wie viele Gelder fliessen jedes Jahr in internationale Programme und an internationale Organisationen? Die Staatsrechnung weist erstaunliche Beiträge aus.

## Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Entwicklungszusammenarbeit: 1 431 835 553  
Humanitäre Hilfe: 457 285 220

(Davon gehen 80 Millionen Franken an das IKRK, 2013 waren es 70 Millionen. Auch der Gesamtbeitrag im Bereich «Humanitäre Hilfe» wurde innerhalb eines Jahres kräftig erhöht: um 75,5 Millionen Franken oder 20 Prozent.)

Osthilfe: 268 053 316

Friedens- und Sicherheitsförderung: 116 273 269

(Davon allein für den Bereich «Zivile Konfliktbearbeitung und Menschenrechte»: 81,4 Millionen. Der Betrag hat sich seit Einführung dieses neuen Bundesgesetzes im Jahr 2004 verdoppelt. Das Geld fliesst vorwiegend in diplomatische Friedensmissionen.)

**Internationale Organisationen:** 122 816 512  
(Die Uno erhält 92,6 Millionen. Weitere Organisationen: Europarat, Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa [OSZE], Unesco usw.)

**Sitzstaataufgaben:** 17 157 765  
(Kosten und Aufgaben der Schweiz als Gastland internationaler Organisationen.)

**Total EDA: 2 567 841 635**

## Eidgenössisches Departement des Innern (EDI)

**Bundesamt für Kultur**

- Förderung der Ausbildung junger Auslandschweizer: 20 913 158  
- Europäische Zusammenarbeit auf

dem Gebiet des Films: 832 442  
- EU-Media-Programme (2013): 8 250 592  
- Unesco: 32 476

## Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie

- Beiträge und Entschädigungen an diverse internationale Einrichtungen wie beispielsweise die Weltorganisation für Meteorologie oder die Europäische Organisation für die Nutzung meteorologischer Satelliten: 13 918 832

## Bundesamt für Statistik

- Beitrag Eurostat: 5 171 230

## Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen

- Beiträge an internationale Organisationen: 515 386

**Total EDI: 49 634 116**

## Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement (EJPD)

**Generalsekretariat EJPD**

- Beiträge an internationale Organisationen

im Bereich Metrologie: 278 614  
**Bundesamt für Justiz**  
 - Beiträge an internationale Organisationen: 1101 556  
**Bundesamt für Polizei**  
 - Programm Umsetzung Schengen/Dublin: 1986 432  
 - Abgeltungen an internationale Organisationen: 2 447 583  
**Bundesamt für Migration**  
 - Rückkehrhilfe allgemein: 9 457 108  
 - Migrationszusammenarbeit und Rückkehr: 7 237 814  
**Total EJPD: 22 509 107**

**Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS)**

Beiträge Friedensförderung im Generalsekretariat VBS: 5 845 000  
 Friedensförderung: 63 472 292  
 Beiträge an internationale Organisationen: 62 750  
**Total VBS: 69 380 042**

**Eidgenössisches Finanzdepartement (EFD)**

Eidgenössische Zollverwaltung  
 - Beiträge an internationale Organisationen: 3 976 437  
 Eidgenössische Steuerverwaltung  
 Beiträge an internationale Organisationen: 62 750  
**Total EFD: 4 039 187**

**Eidgenössisches Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF)**

Staatssekretariat für Wirtschaft  
 - Internationale Arbeitsorganisation (ILO): 3 985 291  
 - Weltorganisation für Tourismus: 260 493  
 - Beiträge und Entschädigungen im Bereich

- Entwicklung und Transition: 392 135 800  
 (Davon fliessen allein 242,9 Millionen in die wirtschaftliche Zusammenarbeit, 56,6 Millionen in die Erweiterung der EU und nochmals 90,9 Millionen in die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit osteuropäischen Staaten.)

- Beiträge und Entschädigungen im Bereich Welthandel: 22 159 185  
 (OECD, Welthandelsorganisation, Efta und 2,9 Millionen ans WEF.)

**Bundesamt für Landwirtschaft**  
 - Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Uno (FAO): 7 358 690  
 - Schweizerische Akkreditierungsstelle, Beiträge an internationale Organisationen: 44 838  
**Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation**

- Beiträge und Entschädigungen an internationale Programme: 38 281 347  
 (EU-Bildungs- und -Jugendprogramme, Stipendien an ausländische Studenten in der Schweiz, internationale Zusammenarbeit in der Bildung.)

**Forschung und Innovation international:** Wegen der Abstimmung zur Personenfreizügigkeit hat die EU gewisse Programme sistiert. Das WBF hat aber angekündigt, die Forschungsprogramme direkt weiterzufinanzieren. Zahlen 2013.

- Beiträge und Entschädigungen: 799 492 187  
 (Darunter fallen u.a. EU-Forschungsprogramme [561,6 Millionen], Europäische Weltraumorganisation [150,3 Millionen], Cern [34,5 Millionen].)

**Total WBF: 1 263 717 831**

**Eidgenössisches Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek)**

**Bundesamt für Zivilluftfahrt**  
 - Internationale Zivilluftfahrtorganisationen: 2 181 986

**Bundesamt für Energie**

- Internationale Atomenergieagentur, Internationale Agentur für Erneuerbare Energien: 5 849 708

**Bundesamt für Strassen**

- Europäische Satellitennavigationsprogramme Galileo und EGNOS: 88 444 193

**Bundesamt für Kommunikation**

- Beiträge an internationale Organisationen: 3 946 670

**Bundesamt für Umwelt**

- Internationale Kommissionen und Organisationen: 22 407 207

- Multilaterale Umweltfonds: 33 477 890

**Bundesamt für Raumentwicklung**

- Internationale Kommissionen und Organisationen: 158 549

**Bundesamt für Verkehr**

- Internationale Organisationen: 47 612

- Gemäss Antwort des Bundesrates auf eine Interpellation fallen weitere 65 Millionen Abgeltungen für Betreiber des kombinierten Verkehrs an:

65 000 000

**Total Uvek: 221 513 815**

Insgesamt belaufen sich gemäss dieser Liste die jährlich wiederkehrenden Beiträge der Schweiz ins Ausland auf rund 4,2 Milliarden Franken (oder 6,6 Prozent der Bundesausgaben). Fast so viel wie für die Landesverteidigung. In der Antwort auf einen parlamentarischen Vorstoss bezifferte der Bundesrat diese Summe auf 3,3 Milliarden (oder 5 Prozent der Bundesausgaben). Eine Differenz von 900 Millionen Franken. Entweder kennt der Bundesrat die Zahlen nicht besser – oder er will gar nicht ernsthaft den Ruf der Schweiz als Rosinenpickerin loswerden. ○

**Volg. Im Dorf Daheim.  
 In Ulrichen zuhause.**



**Pasta vom Dorf –  
 huerägüet!**

Roman Bernegger ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Pasta ist im Volg Ulrichen (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



brandinghouse

# Staatsbetrieb mit grossen Ohren

Swisscom sucht in der Schweiz Allianzen, um im Umgang mit Big Data stark zu werden. Das gefällt der Politik, nützt aber wenig gegen Google.

Von Beat Gygi, Florian Schwab und Jonas Baumann (Illustration)

Die im August angekündigte Allianz zwischen Swisscom, Ringier und SRG zur Vermarktung der Werbung erhitzt die Gemüter. Besonders in der Kritik steht Swisscom, die ihren Datenschatz in das neue Gemeinschaftsunternehmen einbringt. «Niemand weiss so viel über uns wie Swisscom, die zu 51 Prozent der Eidgenossenschaft gehört», mahnt der Verband Schweizer Medien in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Die *Basler Zeitung* kritisiert, der «grosse Bruder in Worblaufen» schicke sich an, «freund-eidgenössisch getarnt» ein Big-Data-Business aufzuziehen. Das Projekt offenbare «Orwellische Dimensionen»: ein Staatsbetrieb, der die Daten seiner Eigentümer, der Bürgerinnen und Bürger, zu Werbezwecken verkauft! FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen lässt sich im *Tages-Anzeiger* zitieren, das Vorhaben sei «staatspolitisch inakzeptabel».

Auch im Parlament sorgt das Thema für Aufregung. Anlässlich einer Fragestunde am Montag musste der Bundesrat eine Reihe eifrig eingebrachter Vorstösse dazu behandeln. Doch worum geht es genau? Wie nah ist Swisscom mit den firmeneigenen Daten tatsächlich an Orwells sprichwörtlichem Big Brother? Theoretisch sehr nahe. Swisscom weiss, wann wir aufstehen, wann wir schlafen gehen und was wir dazwischen alles tun und lassen. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass der Staatsbetrieb mit den grossen Ohren ausgerechnet mit dem ehemaligen James-Bond-Darsteller Roger Moore wirbt – seines Zeichens Experte in der Beschaffung und Auswertung vertraulicher Informationen.

## Im Hauskehricht wühlen

Früher sagte man, es genüge, den Kehrichtsack eines Haushaltes auszuwerten, um alles über diesen zu erfahren: Medikamentenpackungen geben Aufschluss über die gesundheitliche Verfassung der Einwohner. Die weggeworfene Whiskas-Dose verrät, dass bei der Familie wohl eine Katze haust. Die achtlos in den Abfall geworfene Bankkorrespondenz offenbart den Kontostand. Ganz ohne im Hauskehricht zu wühlen, gewinnt Swisscom einen ähnlich umfassenden Überblick über das tägliche Verhalten und den Konsum ihrer Kunden. Betrachten wir das Beispiel von Familie Müller, irgendwo in der Zürcher Gross-Agglomeration. Vater Alfred und Mutter Berta leben mit ihren beiden Kindern Carlo (15) und Daniela (17) in einer Mietwohnung – wie Swisscom weiss, schliesslich lautet der

Festnetzvertrag auf den Hauseigentümer. Jedes Familienmitglied besitzt ein Swisscom-Handy, dazu hat der Haushalt ein Kombi-Paket mit Swisscom-TV und Internet-Anschluss.

**6 Uhr 20** — Der Haushalt erwacht. Die ersten Lebenszeichen gehen von Vater Alfreds Handy aus. Nachdem dieses ihn mit einem Klingelton aufgeweckt hat, checkt er – noch im Bett – erstmals die E-Mails. Bei Swisscom geht ein Licht an: Handy mit Funkmast verbunden. Datenaustausch aktiv. Zehn Minuten später nimmt Bertas Handy Kontakt mit der Antenne auf. Kurz darauf verschicken die beiden Teenager die ersten Whatsapp-Nachrichten an ihre

Freunde. Swisscom weiss: Vor sieben Uhr sind alle wach. Weil sich das Muster jeden Tag wiederholt, kann man von einer gutschweizerisch-arbeitsamen Familie ausgehen.

**7 Uhr** — Die Müllers sitzen beim Frühstück. Weil der Vater während des gemeinsamen Essens die Handy-Nutzung verboten hat, finden für genau zwanzig Minuten keine Kontakte mit dem Funkmast statt.

**7 Uhr 30** — Jedes Familienmitglied geht seiner Wege. Anhand der Bewegungsprofile lässt sich feststellen, dass die beiden Kinder dieselbe Kanti besuchen. Der Unterricht beginnt um Punkt acht Uhr, wie die sinkende Funk-Aktivität zeigt. Die Mutter bleibt derweil zu Hause. Während sie den Haushalt macht, lässt sie das



Neulich im Swisscom-Shop.

TV-Vormittagsprogramm laufen: Ernährungs- und Fitness-Sendungen. Swisscom schlussfolgert: Aus dem Haus sendet nur noch das Handy der Mutter, gleichzeitig läuft der Fernseher. Die Mutter ist vermutlich Hausfrau und interessiert sich für die neuesten Diäten.

**8 Uhr 15** — Vater Alfred kommt im Geschäft an. Während der Zugfahrt hat er auf Bluewin.ch die Nachrichten des Tages auf seinem Smartphone gelesen. Swisscom vermerkt: Alfred Müller interessiert sich für Politik und Sport.

**10 Uhr** — Ehefrau Berta möchte als Zweitwagen gerne einen Mini kaufen. Mit ihrem Laptop verbindet sie sich mit dem Swisscom-WLAN und ruft die Seite des Unternehmens auf. Swisscom verfolgt jeden ihrer Klicks. Auf den Werbeflächen der Webseiten erscheinen Diätbücher und die Ringier-Zeitschrift *Schweizer Landliebe*.

**12 Uhr** — Alfred Müller hat ein geschäftliches Mittagessen in einem nahegelegenen Hotel der obersten Preisklasse. Das Haus bietet seinen Kunden einen sogenannten Public-WLAN-Hotspot von Swisscom an. Sprich: Man kann sich hier, wie Herr Müller, als Swisscom-Kunde mit dem drahtlosen Netzwerk verbinden.

WLAN-Daten sind im Unterschied zu den Daten des normalen Handy-Netzes sehr fein aufgelöst. Sprich: Die Position von Herrn Müller ist für Swisscom auf den Meter genau sichtbar. Da auch sein Geschäftspartner auf seinem Gerät die WLAN-Funktion aktiviert hat, weiss Swisscom, mit wem er sich zum Lunch getroffen hat.

**14 Uhr** — Das Mittagessen ist zu Ende. Herr Müller verlässt das Restaurant in Richtung Hauptbahnhof. Weil er vergessen hat, die WLAN-Funktion seines Handys auszuschalten, wird er an jedem Swisscom-Public-WLAN-Hotspot erkannt und zentimetergenau lokalisiert. Swisscom protokolliert, dass er kurz in der Confiserie Sprüngli haltmacht.

**16 Uhr 30** — Sohn Carlo ist von der Schule zurück. Nicht so seine Schwester, wie Swisscom weiss. Carlo legt sein Handy neben sich auf die Couch und schaltet den Fernseher ein. Er schaut den Jugendsender Viva. Eine Stunde später setzt sich seine Mutter zu ihm. Die Positionen der beiden Handys überlappen sich. Der Sender wird umgestellt: Mutter und Sohn verfolgen die «Tagesschau». Zuvor läuft Werbung für den neuen Mini.

**18 Uhr** — Der Vater ist von der Arbeit zurück. Er setzt sich an seinen Laptop, um noch ein paar E-Mails zu bearbeiten. Im Postfach: eine Einladung zum Kundenbindungsprogramm der Confiserie Sprüngli und ein Lockvogel-Angebot für die Sport-News aus dem Hause Ringier.

**19 Uhr** — Die Familie isst zu Abend. Beim Essen wird, wie so häufig, Tochter Daniela vermisst. Wo sie wohl steckt? Swisscom weiss es: Sie sitzt mit ihrem Freund in einem Café!

**20 Uhr 15** — Die ganze Familie versammelt sich um den Fernseher und sieht «James Bond 007 – Im Angesicht des Todes» mit Roger Moore in der Hauptrolle, wie die schlaue Swisscom-TV-Box vermerkt. In der Werbepause – steter Tropfen höhlt den Stein – flackert Sprüngli-, Mini- und *Landliebe*-Werbung auf. Zwischenzeitlich vermeldet der Funkmast: Daniela ist zu Hause.

**23 Uhr** — Der Film ist zu Ende. Nach und nach geben die Handys der Familie die Kommunikation mit dem Funkmast auf.

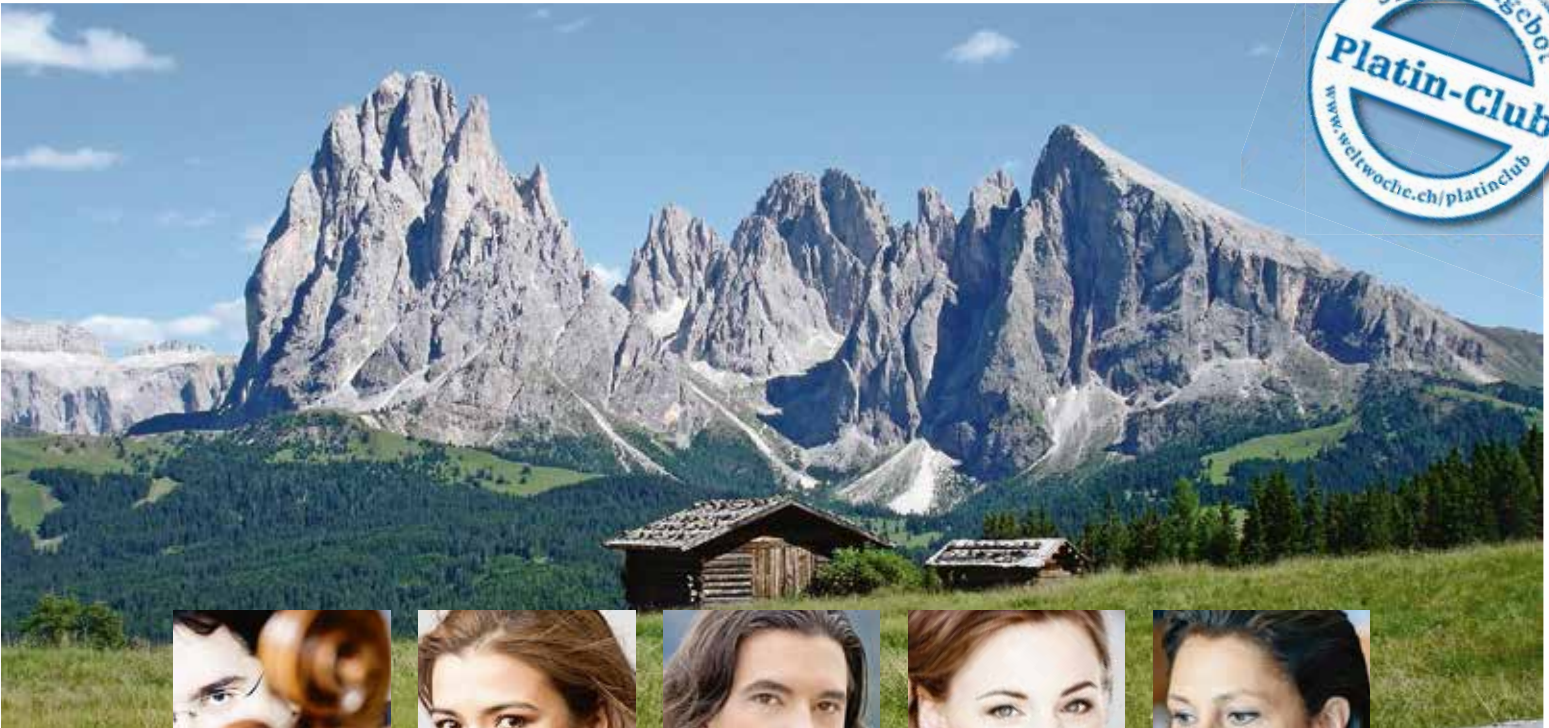
Das Beispiel ist frei erfunden. Noch erfasst Swisscom keine detaillierten Benutzerprofile. Doch mit den Daten, die dem Unternehmen zur Verfügung stehen, wäre dies technisch ohne weiteres möglich. Das Handy-Netz liefert ungefähre Bewegungs- und Kommunikationsdaten. Die WLAN-Netze liefern sehr detaillierte Bewegungsdaten. Ergänzt man das Ganze noch durch Erkenntnisse über persönliche Interessen (Fernsehen und Internet-Portale), dann lässt sich ein sehr genaues Bild einer Person zeichnen – eine Goldgrube für die Werbeindustrie. Eine einfache Postadresse wird heute von Direct-Marketing-Firmen für rund zehn Rappen verkauft. Ein aussagekräftiger Swisscom-Datensatz mit Adresse und Konsumverhalten könnte leicht hundert Franken kosten, schätzen Branchenkenner.

### Zwischen Zimmerlampe und Türfalle

Oft werden Daten erst dann richtig aussagekräftig und damit wertvoll, wenn Informationen aus verschiedenen Quellen über gleiche Kunden zusammengeführt werden. Dass sich jemand auf dem Handy Taucherausrüstungen anschaut, ist eine erste Sicht. Diese Information gewinnt an Wert, wenn sich die Person zu einem Outdoor-Laden bewegt und durch die Nutzung von Apps ihren Standort via GPS verrät. Richtig plastisch wird das Bild dann, wenn aus Daten zum Zahlungsverkehr erkennbar wird, ob da Kauf-Transaktionen stattfinden.

Daten zusammenführen kann heissen: Firmen zusammenführen, Firmen mit Daten, die gut zusammenpassen – beispielsweise Swisscom, SRG und Ringier. Neben dieser Allianz (SSR), mit der die drei Partner ihre Medienangebote und Werbeplattformen in einer neuen, gemeinsamen Vermarktungsfirma zusammenlegen wollen, hat Swisscom in jüngerer Zeit weitere Verbindungen mit ähnlichen Zielen geknüpft. >>>





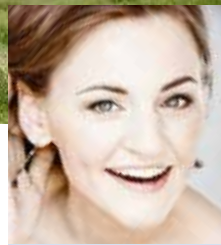
Christian Poltéra



Karen Gomyo



André Schuen



Franziska Hölscher



Stella Doufexis

# Musikwoche in den Südtiroler Dolomiten Stradivari Summit 2015

Das Gipfeltreffen der Klassik ist wieder da! Erleben Sie die berühmtesten Streichinstrumente der Welt in herrlicher Umgebung auf der Seiser Alm – und logieren Sie königlich in einem der besten Wellness-Hotels Europas.

Europas grösstes Hochplateau und Unesco-Weltnaturerbe ist die Bühne für die berühmtesten Instrumente aller Zeiten, die der geniale Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737) erschaffen hat. Ihr legendärer Klang fasziniert die Menschen seit Jahrhunderten.

Künstler von Weltrang erwarten Sie im 5-Sterne-Wellness-Hotel «Alpina Dolomites» auf der Seiser Alm. An den Abenden der einzigartigen Musikwoche erklingen die schönsten Werke der Kammermusik in der zu Fuss erreichbaren Franziskuskirche, die mit ihrer Akustik als Kammer- musiksaal der Oberklasse gilt.

Beim Stradivari Summit 2015 sind gleich vier der kostbarsten Meisterinstrumente zu hören: Die Stradivarius-Violine «Brodsky» (1702), gespielt von Kirill Trousov; die Stradivarius-Violine «Aurora, ex-Foulis» (1703), gespielt

von Karen Gomyo; das Stradivarius-Violoncello «Mara» (1711), gespielt von Christian Poltéra; und das Stradivarius-Violoncello «Feuermann» (1730), gespielt von Danjulo Ishizaka.

Als weiteres Highlight erklingt ein kostbares Violoncello von Geigenbauer Francesco Rugeri (1680), gespielt von Benedict Klöckner. Zeitgenössische Meisterwerke sind die Viola von Alexandre Breton (nach Carlo Antonio Testore), gespielt von Guy Ben-Ziony und die Violine von Stephan von Baehr (nach einer Stradivarius), gespielt von Franziska Hölscher. Das Ensemble wird hochkarätig ergänzt durch die Mezzosopranistin Stella Doufexis, den Bariton André Schuen sowie die Pianisten Alexander Krichel (Preisträger Echo-Klassik 2013), Daniel Heide, Benjamin Moser, Alexandra Trousova und Juho Pohjonen.

## Platin-Club-Spezialangebot

### Stradivari Summit 2015

3.–11. Oktober 2015, Seiser Alm, Dolomiten  
Hotel «Alpina Dolomites Gardena Health Lodge & Spa»\*\*\*\*

### Spezialpreise und Arrangements

pro Person und Zimmer bei Doppelbelegung;  
Einzelbelegung auf Anfrage:

#### DZ «Dialer Superior» (ca. 50 m<sup>2</sup>, mit Balkon)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2180.– (statt € 2440.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1110.– (statt € 1240.–)

#### DZ «Saslong Exclusive» (ca. 50 m<sup>2</sup>, mit Terrasse)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2330.– (statt € 2590.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1185.– (statt € 1315.–)

#### «Molignon Suite» (ca. 75 m<sup>2</sup>, mit Balkon)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2680.– (statt € 2940.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1360.– (statt € 1490.–)

### Leistungen

- 8 bzw. 4 Übern. inkl. HP mit 5- oder 6-Gang-Menü
- Nutzung Wellness- und Fitnessbereich
- Tiefgarage und gesamtes «Alpina»-Wohlfühlangebot
- Tägliche Konzerte gemäss Tagesprogramm

### Buchung

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. +41 44 211 44 11 oder per E-Mail: [info@bichsel-musikreisen.ch](mailto:info@bichsel-musikreisen.ch). Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

### Veranstalter

Südtirol Momente, Oberbozen/Ritten  
[www.suedtirol-momente.com](http://www.suedtirol-momente.com)

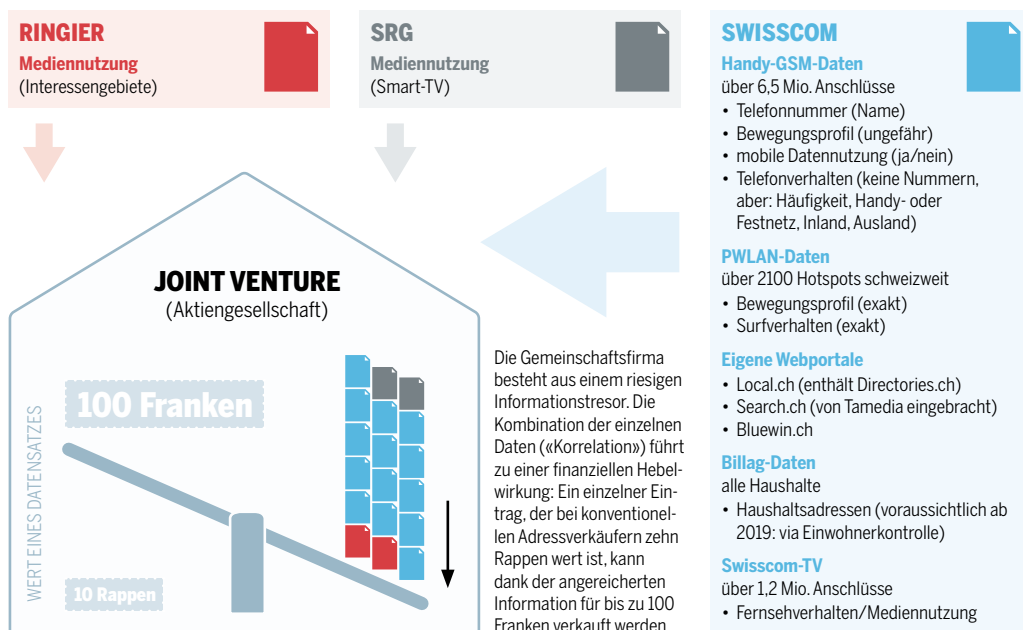
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





## Joint Venture von Ringier, SRG und Swisscom

Big Data in Aktion



### Wertsteigerung durch Kombination.

1— Ebenfalls diesen August kündigten Swisscom und die Schweizer Börse SIX eine strategische Partnerschaft an, um gemeinsam mit den Banken eine gesamtschweizerische Lösung fürs mobile Bezahlen über alle Kanäle zu etablieren. Swisscom wollte vorher eigentlich eine eigene Plattform namens Tapit errichten, hielt es dann aber für besser, sich dem 2015 von SIX, UBS und Zürcher Kantonalbank errichteten Bezahl-Service Paymit anzuschliessen. Dieser soll nun auch für den Handel weiterentwickelt werden.

2— Bereits Ende August 2014 hatte Swisscom den Werbevermarkter Publigroupe und damit die volle Kontrolle über das Suchportal Local.ch übernommen, das die Adressdaten von Swisscom Directories und LTV Gelbe Seiten im Tresor hat. Die andern Teile der Publigroupe – wie Publicitas – wurden verkauft. Anschliessend wurde Local.ch mit dem ähnlich gelagerten, zusammen mit Tamedia betriebenen Suchdienst Search.ch zusammengeführt. Swisscom hält 69, Tamedia 31 Prozent an der gemeinsamen Plattform, die vor allem in lokalen Märkten die globalen Anbieter von Suchmaschinen und sozialen Netzwerken ausstechen soll. Die Wettbewerbskommission (Weko) sagte ja dazu, unter anderem mit dem Hinweis, dass im Markt riesige ausländische Konkurrenten wie Google ja für Wettbewerb sorgten. Wenn die Weko nun die neue Allianz SSR auf Wettbewerbsbeeinträchtigung hin prüft, darf man am Schluss eine ähnliche Argumentation erwarten.

3— Auf Anfang 2016 will Swisscom zusammen mit dem Grossverteiler Coop gemeinsam eine Online-Handelsplattform errichten. Diese Verbindung betrifft nicht nur Daten und Technik. Hansueli Loosli, ehemaliger Coop-Chef, ist heute Verwaltungsratspräsident von Coop und von Swisscom zugleich.

Die Swisscom-Führung wehrt sich natürlich gegen die Einschätzung, der Konzern wuchere wild in alle möglichen Richtungen. Nein, das Unternehmen folge einfach der Entwicklung, dass immer mehr Dienstleistungen digitalisiert und ins Internet gebracht würden. Wirtschaft und Gesellschaft würden zunehmend stärker durch Informatik und Telekommunikation geprägt, und genau das sei ja das Kerngeschäft von Swisscom. Ob dies nun Gesundheit, Energie, Medien, Bildung oder bald einmal die Kommunikation zwischen Zimmerlampe und Türfalle betreffe – überall würden Netze und der intelligente Umgang mit Daten wichtiger. Da sei es doch besser, wenn Swisscom voll mithalte und das Terrain nicht einfach Ausländern überlasse.

Unwillkürlich kommt da die Frage auf: Gibt es in der Schweiz eine neue Variante von Industriepolitik, eine Art nationale Strategie zur Stärkung des Standorts im Umgang mit Big Data? Was Swisscom in jüngerer Zeit unternommen hat, würde jedenfalls dazu passen. Das Unternehmen mit 21000 Mitarbeitern, fast 12 Milliarden Franken Jahresumsatz, 1,7 Milliarden Reingewinn, mehrheitlich in Bundeseigentum befindlich, ist dominierender Anbieter wie auch Investor in den meisten schweizerischen Märkten für Kommunikationsnetze sowie Dienstleistungen in Telekom und Informatik. Es ist quasi das Rückgrat der IT-Infrastruktur Schweiz, und die jüngsten Vorstösse zielen alle auf Gebiete, die mit dem intelligenten Umgang mit grossen Datenmengen, mit Big Data, zu tun haben.

Klar, auch Swisscom sind Grenzen gesetzt. Die Regelungen zum Datenschutz lassen es heute nicht zu, dass das Unternehmen personenbezogene Kundendaten verkaufen kann,

auch in anonymisierter Form, beispielsweise ohne Namensnennung, nicht. Vermarktbar sind nur Daten in anonymisierter und aggregierter Form, also etwa Gruppenschneitel, die keine Rückschlüsse auf Einzelpersonen ermöglichen. Aber auch das kann wertvoll sein. Für viele Anwendungen seien Mittelwerte und Trends genau das Interessante, so die Einschätzung von Donald Kossmann, Professor für Informationssysteme an der ETH Zürich. Er weist darauf hin, dass grosse Mengen unpräziser Daten für viele wirtschaftliche Fragen wie etwa Verkehrsprognosen, Nachfrageverhalten oder die optimale Platzierung von Supermärkten wertvollere Informationen lieferten als kleinere Mengen an präzisen Daten.

### Reicht es, um Google die Stirn zu bieten?

Für die politische Debatte sind solche Betrachtungen aber wohl weniger wichtig als die Lust der Politiker auf eine neue Industriepolitik. Die Antworten des Bundesrats in der Fragestunde des Parlaments vom Montag zeigen, dass Bundesrätin Doris Leuthard vorab von Swisscom und SRG über das geplante Vorhaben informiert worden war, das Projekt SSR war also hoheitlich begleitet vom Departement Leuthard. Das Bundesamt für Kommunikation prüfe nun, ob die Beteiligung der SRG den Entfaltungsspielraum privater Verlagshäuser und Medienanbieter übermässig beschränke; allenfalls wären Auflagen für die SRG denkbar. Der Staat weiss also, was der richtige Spielraum für Private wäre – was die Frage aufwirft, ob Ringier zu den Privaten gehört. Aber vielleicht werden die Urteile ohnehin im Markt gefällt. Praktische Erfahrungen von Swisscom-Kunden deuten darauf hin, dass das Gemeinschaftsunternehmen Local.ch/Search.ch so schwache Resultate liefert, dass man sich nicht vorstellen kann, dass solche nationalen Allianzen dereinst Google die Stirn bieten können. ○



## WALDHAUS SILS

A family affair since 1908  
\*\*\*\*\*

Wintersaison 2015/16:  
17. Dezember bis 10. April

Geschichte und gelebte Gegenwart in einem sehr persönlich geführten Hotel mit 5 Sternen, aber ohne Star-Allüren.

Skipass à CHF 35.- pro Pers./Nacht ab 2 Nächten.  
Max. CHF 150.- für den ganzen Aufenthalt!  
Kinder Skipass bis 12 Jahre gratis.

Tel +41 (0)81 838 51 00  
www.waldhaus-sils.ch

# Mit dem Staat ins Bett

Die Staatsnähe der Schweizer Medien erreicht neue Dimensionen. Die privaten Verlagshäuser bekommen mehr Bundesgelder denn je – und robben sich nun noch näher an die Obrigkeit heran.

Von Kurt W. Zimmermann



«Eine kluge Antwort»: Verlegerpräsident Lebrument, Medienministerin Leuthard.

Der Dreitagebart, so lehrt uns die Psychologie, ist ein äusseres Signal des inneren Gemütszustands. Der Bart im Gesicht signalisiert Unabhängigkeit und Durchhaltekraft.

Roger de Weck hat sich neuerdings einen grauen Dreitagebart wachsen lassen. Der Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) präsentierte seinen Look letzte Woche erstmals der breiteren Öffentlichkeit. Er tat es am Schweizer Medienkongress in Interlaken. Der Medienkongress ist das jährliche Klassentreffen der Schweizer Verleger von NZZ bis Tamedia.

In der Psychologie nennt man de Wecks haarige Aussenwirkung «the survival value of the beard». Wer sich einen Bart wachsen lässt, der kommuniziert Überlebensstärke.

Nun, die Überlebensstärke der SRG ist ungeboren. Am Medienkongress in Interlaken demonstrierten de Weck und seine Chefin,

Bundesrätin Doris Leuthard, diese Überlebensstärke in fast schon erdrückender Weise. Die staatlichen Medien, so ihre durchgängige Botschaft, sind heute die wesentlichen Medien im Staat. Und die Zukunft heisst: noch mehr Staat.

«Verbrauchen Sie Ihre Kräfte nicht im falschen Kampf gegen den falschen Feind», warnte Leuthard in ihrem Referat die privaten Verleger. Das war höflich formuliert. Darum muss man es kurz auf Deutsch übersetzen – es heisst: «Vergesst es. Ihr habt keine Chance gegen uns.»

Die Belehrung der Verlierer hatte einen aktuellen Hintergrund. Vor einem Monat hatten sich das grösste, das zweitgrösste und das viertgrösste Schweizer Medienunternehmen zu einem Joint Venture zusammengesetzt. Die SRG, Swisscom und Ringier gründeten eine Firma, die künftig ihre Werbeaktivitäten gemeinsam vermarkten wird. Im ersten Jahr wird man einen Umsatz von rund 660 Millionen Franken

machen. 370 Millionen Franken kommen aus der TV-Werbung der SRG, 170 Millionen aus Print- und Online-Anzeigen von Ringier und 100 Millionen aus Direktmarketing und TV von Swisscom. Ungewöhnlich daran ist, dass im Trio zwei Staatsbetriebe dominieren. Beide sind im Departement von Leuthard untergebracht. Sie agieren mit ihrer Protektion.

Die SRG ist mit einem Umsatz von über 1,6 Milliarden Franken, davon 1,2 Milliarden an Zwangsgebühren, die Nummer eins im hiesigen Mediengeschäft. Sie ist die einzige Institution des Landes, aus der man per Gesetz nicht austreten darf. Jeder muss zahlen. Aus der Kirche kann man austreten, aus der SRG nicht.

Die Swisscom, zu 51 Prozent in Bundesbesitz, ist mit Medienerlösen von knapp 1,4 Milliarden Franken die Nummer zwei im Medienmarkt. Das Mediengeschäft macht bei ihr 12 Prozent des Umsatzes aus. Die wichtigsten Einnahmen stammen aus dem Bezahlsender Swisscom TV, aus internationaler Werbevermittlung, Adresshandel und Kino.

## Kartellistischer Gruppensex

Ringier, die Nummer vier im Geschäft, macht einen Umsatz von 988 Millionen Franken. Gut zwei Drittel des Umsatzes stammen aus der Schweiz, der Rest primär aus Osteuropa. Die Palette umfasst die Blick-Gruppe über Radio Energy bis zu Scout 24. Grösser als Ringier ist unter den Privaten nur Tamedia mit einem Umsatz von 1,1 Milliarden Franken. Das Angebot reicht vom *Tages-Anzeiger* über die 20-Minuten-Gruppe bis zu Ricardo.ch.

Die Liaison von SRG, Swisscom und Ringier ist ein international einzigartiges Beispiel für die Vermengung von Staat und Privatwirtschaft. Man stelle sich vor, ARD und ZDF gingen mit der deutschen Telekom und dem Axel-Springer-Verlag ein Joint Venture ein. Die Politik wie das Kartellamt hätten das Vorhaben in Sekundenschnelle weggefeht, obschon die Bundesrepublik nur eine Minderheit von 32 Prozent an der Telekom hält.

Bei uns geschieht das Gegenteil. «Die Bündelung von Kräften ist eine kluge Antwort», kommentierte Bundesrätin Doris Leuthard den Deal. Schon deutete sie an, dass die Wettbewerbskommission das Vorhaben durchwinken werde, mit einigen Auflagen allenfalls.

Und was sagten die Schweizer Verleger an ihrem Kongress dazu? Der Bündner Hanspeter Lebrument, Präsident der Schweizer Verleger und Quasimonopolist in Graubünden, gab die

Vorstellung der Branche bekannt. Er forderte ein Verbot der Werbeallianz und stattdessen «eine Branchenlösung».

Eine Branchenlösung. Auch das muss man kurz auf Deutsch übersetzen. Es heisst: «Wenn man schon mit dem Staat ins Bett geht, dann wollen wir alle mit dem Staat ins Bett.»

Statt einer Ménage-a-trois also kartellistischer Gruppensex.

Solche Verbandlung hat Tradition. Die privaten Schweizer Verleger lieben seit je die Nähe zum Staat. Diese Umarmung bringt ihnen, auf 2016 berechnet, genau 447 Millionen Franken an Staatszuschüssen im Jahr. Das ist mehr, als sie zusammen pro Jahr an Gewinn vorweisen. Ohne Subventionierung von oben wäre die Schweizer Medienbranche, als Ganzes betrachtet, defizitär.

### Subventionen von 447 Millionen

81 Millionen Franken bekommen die Schweizer Verlage neuerdings pro Jahr für ihre regionalen Radio- und TV-Sender, fünfzig Prozent mehr als zuvor. Sie bekommen es dank des neuen Radio- und TV-Gesetzes. Das Geld wird von der SRG aus dem Topf ihrer Zwangssteuern überwiesen. Dazu werden im nächsten Jahr zusätzliche 45 Millionen an die Medienhäuser ausgeschüttet, ein einmaliger Bonus, der aus überschüssigen Gebührengeldern stammt.

Dieser Kapitalfluss war ein lohnendes Bestechungsgeld. Die Schweizer Verleger sprachen sich darum für ein Ja zum Radio- und Fernsehgesetz und seinen neuen Zwangssteuern aus. Das Gesetz wurde im Juni 2015 mit der Zufallsmehrheit von 3174 Stimmen angenommen. Wären die Verleger dagegen gewesen, das Gesetz wäre gescheitert.

Gebremst wurde die Opposition gegen die SRG auch durch das Konstrukt von Presse-TV. In dieser Kooperation dürfen Medienhäuser wie NZZ, Basler Zeitung und Axel Springer Schweiz allerlei Sendungen produzieren, die dann auf SRF 2 publikumsfrei ausgestrahlt werden. Die SRG lässt sich den Spass rund 8 Millionen Franken kosten.

50 Millionen Franken zahlt der Bund zudem der Post, damit sie 142 Tages- und Wochenzeitungen verbilligt zustellt. Auch so sind die Zeitungstaxen für die Post ein Verlustgeschäft. Zusätzliche 100 Millionen Franken, so sagt sie, «schenken wir jedes Jahr der Zeitungsbranche».

Strafzölle von 20 Millionen Franken im Jahr, die auf ausländische Presseprodukte erhoben werden, verbessern desgleichen die Marge der einheimischen Verlagsindustrie. Zudem finanziert der Bund mit 6 Millionen Franken Forschung und Weiterbildung in der Branche. Ein hübscher Brocken sind zudem Steuerprivilegien. 137 Millionen Franken an Subventionen kommen der Medienbranche durch eine reduzierte Mehrwertsteuer zu. Sie zahlt nur 2,5 statt 8 Prozent. Neu werden nun auch Online-Auftritte dem reduzierten Steuersatz unterstellt.

Die Gesamtrechnung ist damit schnell gemacht. Mit exakt 447 Millionen Franken im Jahr verbessern SRG und Bund die Kassenlage der privaten Verleger.

Am Beispiel von Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument kann man schön darstellen, was die staatlichen Segnungen bedeuten. Lebruments Samedia in Chur macht mit Zeitungen wie der *Südoschtweiz* und ihren regionalen Radio- und TV-Sendern einen Jahresumsatz von 130 Millionen Franken. Der Gewinn liegt

### Im Fall von Ringier ist die Distanz zum Staat nun beendet.

bei 3 Millionen. An direkten Subventionen für seine Radio- und TV-Sender bekommt Lebrument inzwischen 7 Millionen Franken im Jahr. An indirekten Hilfen wie tieferen Steuern und Zustelltaxen bekommt er weitere 4 Millionen. Ohne staatliche Beihilfe würde das Haus also nicht 3 Millionen Franken Gewinn, sondern 8 Millionen Franken Verlust ausweisen.

Das ist keine Ausnahme. Auch bei anderen Verlagen, etwa der St.Galler Tochter der NZZ-Gruppe und den AZ Medien im Mittelland, sind die Zuschüsse aus Bern inzwischen eine unverzichtbare Stütze ihrer Bilanz. Denn ihre Regionalsender wie Tele Ostschweiz oder Tele Bärn schreiben Jahr für Jahr arge Verluste. Nur die beiden Branchenleader Tamedia und Ringier bekamen bisher keine direkten Subventionen aus der Bundeskasse. Im Fall von Ringier ist die Distanz zum Staat nun beendet.

Die Werbeallianz von Ringier mit SRG und Swisscom wird dem Unternehmen nun auch eine Staatsförderung eintragen, etwa bei den teuren Investitionen in die IT und beim Zugriff auf die Swisscom-Kundendaten. Partner Swisscom weiss, dank seiner lückenlosen Registrierung der Handy- und Computernutzung, fast alles über seine Kunden und deren Konsumverhalten. Ringier wird davon profitieren.

### Der letzte Mohikaner

Der wachsenden Staatsbindung der Medien stemmt sich in der Branche nur noch einer vehement entgegen. Pietro Supino, der VR-Präsident von Tamedia, ist der letzte Mohikaner, der kommerziell möglichst wenig mit SRG, Swisscom, Leuthard und de Weck zu tun haben will.

Am Verlegerkongress in Interlaken versuchte Supino, auch abends beim Diner und an der Bar, seine Branchenkollegen davon zu überzeugen, dass ein Pakt mit dem Staat ein Pakt mit dem Beelzebub sei. Er argumentierte ordnungspolitisch. Es gehe nicht an, dass mit Staatsunternehmen der Markt verzerrt werde.

Wenige Meter daneben stand Verleger-Präsident Lebrument, der führende Subventionsempfänger des Gewerbes, und plädierte für die «Branchenlösung». Er argumentierte pragma-

tisch. Wenn Staatsunternehmen schon den Markt verzerrten, dann sollten die Verlage daran mitverdienen.

Wenige Meter daneben sass auch Roger de Weck. Er konnte eine frohe Botschaft verkünden. Die frohe Botschaft war, dass es bei der SRG zu Entlassungen kommt. Das ist kein Widerspruch. Die SRG gleist derzeit ein Sparprogramm von 40 Millionen Franken auf, das auch Entlassungen umfasst. Nun sind 40 Millionen gerade mal 2,4 Prozent des Jahresbudgets, also keine grosse Geschichte. Aber die Begründung für das Sparprogramm ist eine grosse Geschichte. Die staatliche SRG muss auch darum sparen, sagt sie, weil sie nun auf 81 Millionen Franken ihrer Gebühren verzichten muss. Das Geld muss sie an die privaten Medienunternehmen als erhöhte Subvention überweisen.

Was kann de Weck Besseres widerfahren? Die staatliche SRG muss also darben, sie muss verdiente Mitarbeiter entlassen, und dies nur, damit die privaten Verleger in Saus und Braus leben können.

Das ist die aktuelle Botschaft der Medienpolitik. Es ist die Botschaft der Selbstlosigkeit. Der Staat schnürt den Gürtel enger, damit es Ringier, AZ Medien und NZZ besser geht. Roger de Weck erklärte diesen Zusammenhang am Verlegerkongress in Interlaken immer wieder gerne. Er strich sich dazu über seinen grauen, neuen Dreitagebart. Er wirkte sehr entspannt. ○

# Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

51

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Unser liebster Schnösel

Baschi ist wieder da, wo er hingehört: mit schlüpfrigen Schlagzeilen in den Boulevardmedien und mit eingängigen Songs auf Platz eins der Hitparade. Daneben bereitet er sich auf ein Leben abseits der Bühne vor. Selbst einen Einstieg in die Politik hält er für möglich. *Von Rico Bandle*

Alles läuft wie nach einem perfekt abgestimmten Drehbuch. Wenige Tage vor der Veröffentlichung seines neuen Albums schaffte es Baschi mit einem «ungeschminkten Geständnis» auf die Titelseite des *Blicks*: «Jede Frau ist eine Sünde wert» hiess es dort. Andere Zeitungen folgten mit meist wohlwollenden CD-Besprechungen. Schliesslich landete letzte Woche seine neue CD in der Hitparade gleich auf dem ersten Platz.

In den Radiosendern des Landes läuft Baschi zurzeit ununterbrochen, vor allem der Song «Oh wie schad», ein Lied über eine einseitige Liebe. Der mit viel Druck gesungene melodiose Refrain setzt sich schon nach einmaligem Hören in den Köpfen fest – wie so oft bei Baschi. Der Song hat dermassen eingeschlagen, dass Baschis Management entschieden hat, kurzfristig ein Musikvideo zu drehen. Alles muss schnell gehen, der Anfangsschwung soll optimal genützt werden. Eine sechsköpfige Crew ist am Drehort auf einem Bauernhof in Hildisrieden bei Sursee mit den Aufnahmen beschäftigt. Der Aufwand ist riesig, obwohl das Video dann einfach auf der Gratis-Videoplattform Youtube veröffentlicht wird. Geld verdienen lässt sich damit nicht, ebensowenig wie mit dem CD-Verkauf, der in den letzten Jahren stark eingebrochen ist. «Es ist sinnlos, darüber zu klagen», sagt Baschi. Wichtig sind die Konzerte. Im Januar startet er mit der Tournee, diese muss laufen, unbedingt.

## Zu schlecht für die Schule

Nachdem er die letzte Szene abgedreht hat, nimmt sich Baschi Zeit für ein Gespräch über seine Musik, seinen bemerkenswerten Werdegang. 29 Jahre alt ist er mittlerweile, sieben Alben hat er herausgegeben, seit er mit siebzehn Jahren in der ersten SRF-Castingshow «Musicstar» für Furore gesorgt und nationale Bekanntheit erlangt hatte. Kein Schweizer Musiker unter dreissig habe es vor ihm geschafft, vier Nummer-eins-Alben zu produzieren, sagt er stolz, weder Stress noch Bliigg. «Das ist eine riesige Genugtuung, ich glaube nicht, dass mir das jemand in den nächsten hundert Jahren nachmachen wird.»

Sebastian Bürgin, wie Baschi mit bürgerlichem Namen heisst, ist die Verkörperung von all dem, was sich Tausende von Jungs auf den Pausenplätzen wünschen: berühmt zu werden als Fussballer, Sänger oder Schauspieler – Hauptsache, es ist nichts, wofür man die Schule braucht. Der Sohn des Dorfcoiffeurs in Gelterkinden schafft es erst über eine Extrarunde in

der Real- in die Sekundarschule, im letzten Schuljahr versagt er total, den Abschluss erlangt er in einer Basler Privatschule. «Meine Eltern wollten mir – vielleicht auch ihnen selbst – die Schmach einer Repetition ersparen, kratzten dafür ihr letztes Geld zusammen», sagt er.

Baschi wollte eigentlich Fussballer werden. Als Sechzehnjähriger spielte er in der ersten Mannschaft des FC Gelterkinden in der 2. Liga, wurde in die Regionalauswahl Nordwestschweiz berufen – für den grossen Sprung reichte es nicht. Dann kam «Musicstar», die Schweizer Antwort auf das erfolgreiche Privatfernsehformat «Deutschland sucht den Superstar». Baschi, erst siebzehn Jahre alt, brach die

---

«Ich ging die Sache völlig naiv an, aber die Leute mochten mich einfach.»

---

kaufmännische Attestlehre ab; er ging einfach nicht mehr hin. «Die Lehrer haben ja gesehen, dass ich jeden Sonntag im Fernsehen komme.» Bei der Castingshow war er der Jüngste, Gesangsunterricht hatte er noch nie gehabt, bei den Choreografien erwies er sich als gänzlich ungelentk, vergass zudem ständig die Liedtexte. Anstatt wie die anderen stundenlang vor dem Spiegel zu üben, verliebte er sich in die Mitkandidatin Katy – es sollte eine Liebesbeziehung werden, an der die Nation die nächsten zehn Jahre teilhatte. «Ich ging die Sache völlig naiv an, aber die Leute mochten mich einfach», sagt er. Mit seiner rauchigen Stimme erinnerte an einen Jungen, der zu kaschieren versucht, dass er den Stimmbruch noch nicht gehabt hat – bei ihm wirkte das sympathisch. Baschi wurde früh aus der Sendung rausgewählt – und ist doch der mit Abstand erfolgreichste aller Fernseh-Castingshow-Teilnehmer in der Schweiz.

Seither ist Baschi des Schweizlers liebster Schnösel. Dass seine Songs mit vulgären Ausdrücken gespickt sind, auch auf dem neuen Album, dass er sich im Fernsehen für Doku-Serien hergibt, die bis zur Peinlichkeit in die Privatsphäre eindringen – das alles verzeiht man dem lebenswürdigen Kerl mit dem treuherzigen Blick gerne. Bei einem seiner erfolgreichsten Songs, «Wenn das Gott wüsst» (2008), heisst es: «Ich wer so gern e Pornostar us de 70er Jahr, ich wörd so gern e Seckte ha, wos nor oms bomse god.» Der Refrain lautet: «Oh wenn das Gott wüsst, er wörd vom Hemel gheie, mer de Sack lang zieh



«Die behandeln mich, als wäre ich noch siebzehn»:

ond de Schwanz omdreie.» Der *Blick* berichtete tagelang genüsslich über den «Skandalsong», der kein Skandal war, sondern ein Hit: Der Junge, der seiner Jugendliebe Katy jahrelang treu ergeben war, der in jedem Interview von seinem biedereren Leben erzählte, sang ein ironisches Lied über Sexfantasien, die viele in sich tragen, aber niemand auszusprechen, geschweige denn auszuleben wagt. Es ist wie bei Florian Ast, der im Schweizer Fernsehen ein Lied mit der Zeile «I wott Sex – vom Morge bis am Abe» anstimmen kann, und das Saalpublikum singt fröhlich mit. «Viele Schweizer wären gerne etwas frecher», so Baschi, «dank solchen Liedern können sie es einen Augenblick lang sein.»

## Tante war FDP-Landrätin

2009 sah es aus, als starte er auch in Deutschland durch. Komiker Oliver Pocher hatte Baschis Fussballhymne «Chum bring en hei» adaptiert, nun nahm Baschi ein Album auf



Mundartsänger Baschi.

Hochdeutsch auf. Der Berliner Ableger des Plattenmultis Universal beteuerte, Baschi gehöre intern zu den Top vier, zusammen mit Rammstein, Tokio Hotel sowie Ich & Ich; ein Manager behauptete, Baschis CD werde sich eine halbe Million Mal verkaufen. Der Schweizer wurde gar zu einem Nachtessen mit Schauspieler Til Schweiger eingeladen, der einen Baschi-Song für den Soundtrack von «Zweiohrküken» ausgesucht hatte. «Wenn einem so viel versprochen wird, glaubt man plötzlich daran», sagt Baschi. Doch der Erfolg blieb aus. «Die Mundartsongs einfach ans Hochdeutsch zu adaptieren, war ein Fehler. Das ist nicht authentisch», sagt er. Krokus-Produzent Chris von Rohr, einst «Musicstar»-Juror und Urheber eines Baschi-Songs, sagt: «Mit Schwyzerdütscher Mutterzunge in Deutschland – das schafft nur Emil. Deutschland hat bereits seine eigenen Baschis.» Einmal mehr ist Baschi gescheitert – einmal mehr konnte er sich wieder aufrappeln.

Auf der neuen CD greift Baschi die Sorgen der Jugend auf – jeder Pädagoge würde die Anliegen unterschreiben. Er singt von der Überforderung durch Social Media, dem Körperkult, dem Druck, dem die Jugendlichen in Schule und Freizeit ausgesetzt sind. Mal ist er bitterernst, mal selbstironisch, mal nachdenklich, mal überdreht. Bei einem Song geht es um jene Menschen, die sich auf keinen Partner festlegen können. «Die Leute wollen sich nicht entscheiden, weil sie immer glauben, es könne noch etwas Besseres kommen. Das ist schlimm.»

Er beteuert, er wolle mit seiner Musik Hoffnung verbreiten, sich in gesellschaftliche Angelegenheiten einmischen. «Ich kann mir auch vorstellen, in die Politik zu gehen. Ich kann Leute begeistern, darum geht es doch», sagt er. Bei ihm zu Hause wurde oft politisiert, seine Tante, Christine Mangold-Bürgin, war für die FDP Landrätin von Basel-Land, heute ist sie Gemeindepräsidentin von Gelterkinden. Als

ihm der Journalist sagt, der Manager habe verboten, über Politik zu reden, sagt Baschi: «Die behandeln mich, als wäre ich noch siebzehn.»

Auf eine Partei festlegen möchte er sich nicht. Sein politisches Credo ist aber: «Offenheit, ohne die Wurzeln zu verlieren». «Ich habe bodenständige Ansichten, doch wir müssen mit der Zeit gehen», sagt er. In der Musik sei es auch sinnlos, ständig darüber zu jammern, dass niemand mehr CDs kaufe. «So bedauerlich das ist, wir müssen vorwärtsschauen und das Beste daraus machen.» Das gilt auch für ihn privat. Vor zwei Jahren hat er mit einem Geschäftspartner ein Tonstudio eröffnet. Es ist für ihn das zweite Standbein, eine Versicherung, falls es mit der eigenen Musik nicht mehr klappen sollte. Doch das dürfte noch eine Weile dauern. Erst einmal gilt es, den Erfolg mit der neuen CD auszukosten.

Baschi: Zwüsche dir und mir (Universal)

# Leben in der Nachspielzeit

Eigentlich sollte ich längst tot sein. Mein Gesundheitszustand war hoffnungslos. Also habe ich das Haus verkauft, viele Besitztümer verschenkt. Dass ich noch am Leben bin, macht mich ratlos.

Von Claude Cueni



«Ich bin heute gestorben und bitte Sie deshalb ...»: Autor Cueni.

Im Januar werde ich sechzig, über dieses Datum ging meine Lebensplanung nie hinaus. Niemand hielt es für möglich, dass ich zuerst die Leukämie und dann noch die Folgen der Knochenmarkstransplantation überlebe. Jetzt bin ich einigermaßen ratlos, weil ich wider Erwarten noch am Leben bin. Ich habe keine Pläne, mein Koffer war schon gepackt.

Ich hatte mein Haus verkauft, meine DVD-Sammlung verschenkt, die meisten Zeitungsabonnemente gekündigt, ich hatte mit Exit und Lifecircle gesprochen – warten gehört nicht zu meiner Kernkompetenz. Ich hatte trotz negativer Erfahrungen fünfstellige Summen in die Dritte Welt geschickt, Hilfe zur Selbsthilfe und so, gebracht hat es gar nichts. Ich habe meine Autorenexemplare verschenkt, denn wenn das Totenhemd keine Taschen hat, kann man wohl auch keine Bücherboxen mitschleppen, und heutige Säрге sind doch ziem-

lich schmal, und in den Krematorien empfehlen sie für Bücher die Entsorgung als Altpapier. Zum Altpapier schmiss ich auch mein gesamtes Archiv, 48 Plastikboxen mit jeweils zehn Hän-gemappen, Romananfänge, Short Storys, Exposés und all die Texte, die im Jenseits eh keiner mehr lesen will.

## Erotikbildchen unter der Kellertreppe

Ich habe noch alte Jugendfreunde und -freundinnen besucht, ähnlich wie Bill Murray in Jim Jarmuschs «Broken Flowers», die meisten kamen zu mir auf einen Kaffee und desinfizierten sich vor Betreten der Wohnung die Hände mit Sterilium. Die meisten hatte ich seit der Pubertät nie mehr gesehen, und das ist doch schon eine Weile her, so hoffe ich wenigstens. Wir sprachen über Fussball, die FCB-Arena und Karli Odermatt, wir sprachen über die Comics von Hansrudi Wäscher, Sigurd, Falk und die

Erotikbildchen unter der Kellertreppe; ich traf auch frühe Liebschaften, aber sie konnten sich kaum noch an das erinnern, was uns damals wirklich Spass gemacht hat. Die meisten waren mittlerweile geschieden, einige hatten erwachsene Kinder, andere noch einen Hund.

Die fremden Knochenmarkzellen, die mich von der Leukämie geheilt hatten, hatte meine Lunge mittlerweile bis auf vierzig Prozent Restvolumen abgestossen, die Haut war mit dem Gewebe darunter verklebt und hatte die Gelenke versteift. Ich kenne mich ein bisschen aus mit Aktienmärkten und Charttechniken, der Trend auf dem Computerausdruck des Lungenlabors war eindeutig negativ.

Ich war mittlerweile ein Sanierungsfall. Punktionen von Knochenmark, Leber, Lunge und hohe Kortisondosen empfand ich inzwischen als Konkursverschleppung. Als Firma hätte ich längst Insolvenz angemeldet und die Bilanz deponiert.

Am Samstag sass ich über Mittag oft mit meiner Frau im «Chez Donati», wir assen Scaloppine in «Purgatorio del Padrone». Die Kellner dachten, ich sei jetzt ganz gross im Geschäft, hätte Erfolg mit meinen Büchern, aber wir besprachen die Zeit danach. Es gibt Lebenspartner, die sich in Erwartung des bevorstehenden Single-Daseins emotional zurücknehmen, aber man kann sich weder schützen, noch kann man auf Vorrat trauern. Meine Frau ersparte mir dieses Gefühl des frühzeitigen Verlassenwerdens. Swerte, der unerschütterliche Optimismus der Filipinas, grenzt an Realitätsverweigerung, aber meine philippinische Nachtigall war entgegen allen medizinischen Prognosen überzeugt, dass ich überlebe. Ich legte einen Ordner an und beschriftete ihn mit «Day After»; ich schrieb alle Briefe, die sie später würde schreiben müssen, ich überlegte, ob ich jeweils schreiben sollte: «Ich bin heute gestorben und bitte Sie deshalb ...», und meine Frau würde später noch das Datum einsetzen. Ja, wir mussten herzlich lachen, als sie den Ordner durchblät-terte. Den Humor haben wir nie ganz verloren.

Und dann bin ich einfach nicht gestorben. Nein, den Krebs habe ich nicht besiegt, niemand besiegt den Krebs. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich so etwas in den Medien lese, denn wenn ein Kranker seinen Krebs besiegen könnte, würde es bedeuten, dass jeder, der an Krebs stirbt, sich zu wenig angestrengt hat. Ich habe mich nicht angestrengt, ich war einfach beschäftigt, zuletzt mit der «Pacific Avenue», es ist auch nicht so, dass ich keine Zeit zum Ster-

ben gehabt hätte, ich bin einfach nicht gestorben, *that's it*. Ich habe nicht das Geringste dafür getan. Das Verdienst gebührt dem anonymen Knochenmarkspender und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Isolierstation und des Zellersatzambulatoriums der Hämatologie des Universitätsspitals Basel. Sie alle hielten mich am Leben, ermunterten mich, noch diese oder jene Strapaze zu ertragen, und teilten mir nach sechs Jahren Behandlung mit, dass sich die Organabstossungen endlich stabilisiert hätten, auf einem tiefen Niveau, aber damit könne man immer noch schreiben und am Wochenende einen Château Pape Clément entkorken. Das Damoklesschwert wollte jedoch keiner abhängen, theoretisch könnte es morgen wieder losgehen, aber sie gingen nicht davon aus. Ich würde weiterleben. Überleben ist wohl das Wichtigste im Leben.

Ich fuhr nach Hause, setzte mich im Keller auf einen Stapel Weinkisten. Die Bordeaux, die ich mir in den neunziger Jahren als gutverdienender Drehbuchautor und Game-Designer zugelegt hatte, hatte ich behalten und jeweils an Geburtstagen verschenkt. Aber chronisch Kranke haben chronisch wenig Freunde. Man stirbt in seinem Umfeld, bevor man gestorben ist. Ich nahm einen alten Château Palmer und setzte mich im Wohnzimmer in den schwarzen Sessel, in dem ich unzählige Nächte durchgestanden hatte. Eigentlich sollte ich bei all

den Pillen, die ich nach wie vor einnehmen muss, keinen Wein trinken. Auf den Packungsbeilagen der Medikamente sind die Kontraindikationen aufgeführt. Ein Château Palmer ist nirgends erwähnt. Ich hatte schier vergessen, wie grossartig ein alter Bordeaux schmeckt. Wäre ich gesund geblieben, wären diese Weine nicht alt geworden.

### Goodbye-Modus

Jetzt ist nach der «Script Avenue» noch die «Pacific Avenue» erschienen, und ich frage mich, was ich jetzt noch anfangen soll. Eine Verlängerung war nicht geplant, das Spiel war zu Ende, ich war seit Beendigung der «Script Avenue» im Goodbye-Modus. Manchmal denke ich, ich sollte den anonymen Knochenmarkspender aufsuchen, der mir das Leben gerettet hat, und ihm sagen: «Schau, das bin ich, mit deinem Knochenmark. Danke, dass du all die Unannehmlichkeiten auf dich genommen und gespendet hast, und komm, lass uns was trinken, erzähl mir von deinem Leben.» Aber in Europa müssen die Spender anonym bleiben, bei der Infusion wird sogar die Etikette auf dem Beutel abgedeckt. Falls Sie können, spenden Sie Knochenmark! Es gibt irgendwo da draussen einen Menschen, der Ihnen unendlich dankbar sein wird. Ich werde es immer sein. Und weiterschreiben.

Claude Cueni ist Schriftsteller. Er lebt in Basel.

### «Pacific Avenue»

Claude Cueni nimmt die Leserschaft auf drei Reisen mit: Er erzählt vom exotischen Trip, den er mit seiner asiatischen Frau auf die Philippinen unternimmt, um dort ihr Heimatdorf zu besuchen. Er berichtet von den psychogenen Wirkungen eines neuen Medikaments, das er schluckt. Schliesslich flicht er die Abenteuer des portugiesischen Seefahrers Ferdinand Magellan ein, der die Welt umsegeln wollte und 1521 auf den Philippinen sein gewaltsames Ende fand. «Pacific Avenue» ist eine halbfiktionale Biografie, die an sein erstes Werk dieses Genres anknüpft, an «Script Avenue». «Einige Filipinos sassen herum, während die Frauen ständig in Bewegung waren. Man hätte meinen können, die Männer hätten hier Berufsverbot...» Cueni schildert seine Reisen mit erzählerischem Abstand. Das erlaubt ihm viel Witz und macht «Pacific Avenue» zu einem Lesevergnügen. (hii)



Claude Cueni: Pacific Avenue.  
Wörterseh. 432 S., Fr. 36.90

# WAS WILLST DU HÖREN?

Melissa (20) hört Pink  
Melissa hört my105 All The Hits

Alexandra (24) hört Gold  
Alexandra hört my105 Deluxe

Jetzt neu:  
**my105.ch** oder als App



Höre auf 8 verschiedenen Musik-Channels Deinen Liebessound - täglich neu zusammengestellt von unserer Musikredaktion. Entdecke neue Musik, vote für oder gegen Songs aus der Playlist und bestimme so die stündlichen Top 5. my105 - überall, wo es Internet gibt!

# Flucht nach Kurdistan

Der Exodus der irakischen Christen geht ungebremst weiter. Zuflucht finden die Vertriebenen aber nicht nur im westlichen Ausland, sondern auch in den autonomen kurdischen Gebieten.

Von Kurt Pelda

Die Ankunftshalle wirkt modern, und die kurdischen Zöllner sind freundlich und effizient. Schweizer benötigen für das kurdische Autonomiegebiet im Nordirak kein Visum, die Einreiseprozedur ist denkbar unbürokratisch. Das Einzige, was auffällt: Am internationalen Flughafen von Arbil, der kurdischen Hauptstadt, arbeiten unzählige Asiaten, vor allem Migranten aus den Philippinen. Willkommen im Erdölstaat Kurdistan.

Der Platz vor dem Ankunftsterminal ist leer, es warten keine Taxis auf Kundschaft. Ein Bus bringt die Reisenden zu Taxistand und Parkplatz, etwas mehr als einen Kilometer entfernt. Der Grund: Sicherheit. Vor dem Flughafengebäude will man die Anzahl der privaten Fahrzeuge möglichst überschaubar halten. Damit soll die Gefahr eines Selbstmordattentats minimiert werden. Nur weisse Limousinen, deren Fahrer von den kurdischen Sicherheitsdiensten minuziös durchleuchtet wurden, dürfen Reisende direkt zum Flughafen bringen oder dort abholen. «Ich musste acht Interviews überstehen, um die Erlaubnis zu erhalten, hier zu arbeiten», erzählt der Limousinchauffeur lachend während der Fahrt in die Stadt. «In Kurdistan haben wir gelernt, immer zuerst an die Sicherheit zu denken.»

## Sicherer Hafen

Wer zum ersten Mal in Arbil ankommt, dem bereitet die Vorstellung Mühe, dass die Halsabschneider des sogenannten Islamischen Staats (IS) nur gerade rund 45 Kilometer westlich des Flughafens auf der Lauer liegen. Dort draussen verläuft die Front zwischen den kurdischen Peschmerga und den IS-Terroristen. Seit die irakische Armee im Juni vor einem Jahr Mossul fluchtartig verlassen und der IS die Grossstadt im Handstreich erobert hat, ist die Autobahnverbindung zwischen Arbil und der Türkei im Norden unterbrochen. Autos, die von Arbil in Richtung Dohuk und Zaxo an der türkischen Grenze unterwegs sind, zweigen deshalb kurz vor der Front von der direkten Strassenverbindung ab und umfahren Mossul.

Wie sähe es wohl am Flughafen Zürich Kloten aus, wenn sich der IS in Luftlinie bloss 45 Kilometer weiter westlich, also ungefähr in Olten, befände? Dass es die kurdische Regionalregierung geschafft hat, Arbils Tor zur Welt mit mehreren Sicherheitskordons und Sprengstoffspürhunden gegen Attentate abzuschi-



Am Abend kommt hier Partystimmung auf: Zitadelle in Arbil.



Zielscheibe der Steinzeitislamisten: christliche Familie in Ankawa.



men, ist eine beachtliche Leistung. Zur Sicherheit entscheidend beigetragen haben auch die kurdischen Nachrichtendienste, die offenbar ziemlich effizient arbeiten. In Arbil können die Menschen – unter ihnen auch westliche Touristen und Erdölarbeiter – ohne Angst vor Terroristen ungestört ihrer Beschäftigung nachgehen. Vor der Eroberung Mossuls wurde Arbils Einwohnerzahl auf 1,4 Millionen geschätzt, doch seither hat die Bevölkerung wegen der vielen Flüchtlinge stark zugenommen. Von den schätzungsweise 3,2 Millionen aus dem Irak Vertriebenen leben rund 1,1 Millionen in Kurdistan. Viele von ihnen wurden von Verwandten aufgenommen oder erhalten Hilfe von Privatleuten und einheimischen Unternehmen. Die Solidarität ist gross. Auch Uno-Organisationen kümmern sich um die Vertriebenen, doch ist das Problem hier das gleiche wie im Fall der syrischen Flüchtlinge: Die Staatenwelt hat sich aus der Verantwortung gestohlen und den Finanzbedarf der betreffenden Uno-Unterorganisationen dieses Jahr nicht einmal zur Hälfte gedeckt.

Vor allem aus Mossul kamen unzählige Christen nach Arbil. Der IS hatte sie vor die Wahl gestellt, entweder zum Islam zu konvertieren, die vom Koran vorgesehene «Christensteuer» zu bezahlen oder aber geköpft zu werden. Etwa 200 000 Christen sollen laut der Assyrian International News Agency inzwischen aus der mehrheitlich sunnitischen Stadt und ihrer Umgebung vertrieben worden sein. Hinzu kommen schätzungsweise 150 000 Jesiden aus der Region Sindschar. Das vergleichsweise sichere Kurdistan ist zum Zufluchtsort der irakischen Christen und der Jesiden geworden, und zwar nicht erst seit dem Vormarsch des IS. Der Exodus der Christen begann schon 2003 nach der amerikanischen Invasion und dem Fall Saddam Husseins. Vor allem in den schiitisch dominierten Städten Bagdad und Basra im Süden ergriffen viele assyrische Christen die Flucht. Mitverantwortlich war dafür auch die Vorläuferorganisation des IS unter dem Terroristenchef Abu Mussab as-Sarkawi, der neben muslimischen Schiiten auch gern Christen abschlachtete. Viele Assyrer wanderten nach Europa und Nordamerika aus, andere aber kamen in Kurdistan und in der Türkei unter.

### Toleranter Islam

In den Medien wird die amerikanische Invasion von 2003 häufig für alle möglichen Übel im Nahen Osten verantwortlich gemacht. Es ist zwar richtig, dass das inkompetente Vorgehen der USA nach Saddams Sturz, insbesondere die erzwungene Auflösung der irakischen Armee, zum Aufstieg des IS massgeblich beigetragen hat. Die Terrororganisation wird heute bekanntlich von Irakern angeführt, unter ihnen zahlreiche ehemalige Offiziere aus Saddams Armee und Geheimdiensten. Ihre



*Religion ist Privatsache:* Christenviertel Ankawa.

Entlassung aus dem Dienst und die dadurch ausgelöste Verarmung führte zu Frustrationen und begründet teilweise die Hinwendung der Ex-Offiziere zur radikal-islamistischen Ideologie. Die US-Invasion hat – und das wird heute gern vergessen – den Kurden im Norden allerdings auch die Freiheit und faktische Unabhängigkeit gebracht. Anders als im Südirak sind die

### «Wollt ihr Europäer eigentlich, dass die ganzen Christen des Nahen Ostens zu euch flüchten?»

USA in Kurdistan deshalb immer noch populär, und selbst amerikanische Touristen können unbehelligt durch Arbils Basar am Fuss der uralten Zitadelle im Stadtzentrum wandeln.

Arbils Christenviertel Ankawa liegt im Norden der Stadt, unweit des Flughafens. Neben den Kirchen und den geschminkten Frauen ohne Kopftuch fallen vor allem die unzähligen Werbeplakate für alkoholische Getränke und die vielen Läden, Hotels und Bars auf, die Bier, Wein und Härteres verkaufen oder ausschenken. Am Abend kommt hier Partystimmung auf, und es scheint so, als ob sich auch viele von Arbils Muslimen in Ankawa mit Alkohol eindeckten. Der in Kurdistan dominierende Islam ist weitgehend tolerant, und Religion gilt als Privatsache.

Bevor Arbil wegen des Erdölbooms aus allen Nähten zu platzen begann, war Ankawa ein christliches Dorf, das schon im 13. Jahrhundert erwähnt wurde. Durch den Zustrom assyrischer Flüchtlinge aus Mossul und Bagdad ist die Bevölkerung in den letzten Jahren auf schätzungsweise 40 000 Einwohner angeschwollen. Die Zeiten, in denen die vom IS Vertriebenen vor Kirchen campierten, sind zum

Glück aber vorbei. «Die Flüchtlinge haben inzwischen ihre eigenen Wohnungen oder sind bei Familienangehörigen untergekommen», erzählt Rodi Hesen, ein kurdischer Student.

Einer von Hesens Freunden, der junge Jeside Qassim Khidher, arbeitet in Ankawa für eine deutsche Hilfsorganisation. Er greift die europäische Flüchtlingspolitik scharf an – aus einer ungewohnten Perspektive. «Wollt ihr Europäer eigentlich, dass die ganzen Christen des Nahen Ostens zu euch flüchten?», fragt er rhetorisch. «Ihr solltet besser helfen, hier Bedingungen zu schaffen, damit die verschiedenen Ethnien und Religionen friedlich miteinander leben können.» Dann müssten die Christen auch nicht flüchten. Das aber bedinge, dass Europa und die USA ihre Anstrengungen verstärkten, die Extremisten des IS zurückzudrängen. «Es kann doch nicht die offizielle Politik des Westens sein, den Nahen Osten von Christen und anderen Minderheiten zu befreien.»

Kurdische Jesiden wie Khidher sind noch stärker Zielscheibe der Steinzeitislamisten, weil sie – anders als Christen und Juden – nicht zur «Familie des Buchs» gehören. Der IS sieht in den Jesiden Teufelsanbeter, die abzuschlachten sind und deren Frauen man in die Sexsklaverei verschleppt. Trotzdem plädiert der junge und gebildete Khidher, der schon oft in Deutschland war, nicht für Flucht. «Wir Jesiden verlieren unsere Identität, wenn wir den Heiligtümern im Sindschar-Gebirge den Rücken kehren. Emigration kann deshalb keine Lösung sein. Der Westen sollte uns Kurden die Waffen geben, damit wir unsere Dörfer und Städte wieder zurückerobern können. Und die Unterstützung aus der Luft sollte verstärkt werden.» Das wäre auch im Interesse Europas, denn dann könnten viele Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückkehren. ○

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Franz Steinegger**  
«Sanierungsröhre am Gotthard ist zwingend nötig»
- **Service Public**  
sgv fordert Diskussion über Umfang und Inhalt des SRG-Auftrages
- **Grundeinkommen**  
Einmal mehr soll's der Staat richten – bedingungslos

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

# «Wieder Marx lesen»

Sie ist so etwas wie ein Popstar der deutschen Politik: klug, schlagfertig und gutausschend. Die deutsche Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht spricht über den Euro, die Flüchtlingskrise und über sich selbst. Von Wolfgang Koydl und Henning Bock (Bild)

Alles an ihr ist streng, sachlich und schlicht: das immer gleiche graue Kostüm, die vernünftigen Schuhe und die Rosa-Luxemburg-Frisur. Geradezu spartanisch ist auch das Büro der künftigen deutschen Oppositionsführerin: helles Holz, ein Schreib- und ein Besuchertisch. Nur zwei traurige Topfpflanzen und ein schlichtes Aquarell verleihen dem Raum einen etwas persönlichen Anstrich. In diesem Büro, so scheint es, darf nichts von der Arbeit ablenken.

**Euro-Krise, Griechenland und jetzt das Flüchtlingsdrama – eine Frau steht immer im Mittelpunkt: Angela Merkel. Ist das gut für Europa, gut für Deutschland, gut für Frau Merkel?**

Die letzte Frage interessiert mich am wenigsten. Gut für Deutschland und gut für Europa wäre es, wenn sie eine gute Politik machen würde. Das ist aber überwiegend nicht der Fall. Natürlich war es jetzt bei den Flüchtlingen sinnvoll, dass Deutschland gesagt hat, wir nehmen die Flüchtlinge auf, die unter unsäglichen Bedingungen in Ungarn leben mussten. Aber wir müssen auch die Bedingungen bei uns schaffen, dass diese Flüchtlinge menschenwürdig untergebracht und integriert werden. Die zweite, die entscheidende Angelegenheit ist, dass viel zu wenig Leute hier in Deutschland und in ganz Europa über die Fluchtursachen nachdenken. Die Menschen fliehen ja nicht vor einer Naturkatastrophe. Sie sind zur Flucht gezwungen, weil insbesondere die Vereinigten Staaten, aber auch Deutschland, Frankreich und andere europäische Länder den Nahen und Mittleren Osten in einen Brandherd verwandelt haben.

**Ist die Aussage der Kanzlerin – «Wir schaffen das» – vermessen oder realistisch?**

Natürlich kann man das schaffen. In diesem Jahr sind es 800 000, maximal eine Million Flüchtlinge. Zahlen in dieser Größenordnung gab es schon einmal in den Neunzigern. Finanziell rechnen wir mit Kosten in Höhe von maximal zehn Milliarden Euro. Ich erinnere daran, mit welcher gleichgültigen Geste ein neues Griechenlandpaket beschlossen wurde, bei dem es um ganz andere Dimensionen ging. Das ist nicht das Kernproblem.

**Was ist das Kernproblem?**

Welche Politik man macht. In vielerlei Hinsicht machen uns die Flüchtlinge auf Pro-

bleme aufmerksam, die wir sowieso in Deutschland haben. Zum Beispiel der soziale Wohnungsbau. Es fehlen nicht nur Wohnungen für Flüchtlinge, es fehlen in allen grossen Städten Wohnungen für die Menschen, die hier leben und die keinen bezahlbaren Wohnraum finden. Oder Schulen. Natürlich brauchen wir jetzt noch mehr Lehrer für die Klassen, in welche die Kinder der Flüchtlinge gehen. Aber wir haben in Deutschland generell das Problem, dass wir viel zu wenig für die Bildung ausgeben. Wenn die Flüchtlingsproblematik einen Anstoss gäbe, endlich diese Aufgabe zu lösen, dann wäre das gut. Wenn es aber stattdessen ein Gefeielsche um die Kosten gibt, weil man das Flüchtlingsproblem vorschiebt, um woanders noch mehr zu sparen, dann führt das zu Ressentiments. Das wäre sehr gefährlich.

**«Ich finde es unsäglich, Flüchtlinge mit Wasserschäden zu vergleichen.»**

**Die Migranten einfach innerhalb von Deutschland oder Europa zu verteilen, reicht dann wohl nicht aus. Der französische Ex-Präsident Nicolas Sarkozy hat das einmal auf die ihm eigene Art so formuliert, dass man bei einer Überschwemmung im Haus das Wasser nicht gleichmässig auf alle Zimmer verteilt, sondern den Hahn zudreht.**

Ich finde es unsäglich, Flüchtlinge mit Wasserschäden zu vergleichen. Richtig ist lediglich, dass man die Fluchtursachen bekämpfen muss. Es ist absurd zu glauben, dass man weiter diese Aussenpolitik machen kann, mit der viele Länder destabilisiert werden – mit Militär, mit Drohnenkriegen oder mit wirtschaftlichen Freihandelsdiktaten. Ein Teil der Flüchtlinge kommt ja vom Westbalkan. Da wird dann immer so abschätzig gesagt, das seien ja Wirtschaftsflüchtlinge. Diese Länder haben heute zehn Prozent weniger Wirtschaftsleistung als zu Zeiten der vielgescholtenen Planwirtschaft. An dieser schlechten ökonomischen Lage hat auch Deutschland einen Anteil, denn diesen Ländern wurde der Freihandel aufgezwungen. Wir machen dort Exportüberschüsse, und die regionale Industrie ist kaputtgegangen. Es ist zwar nicht ganz vergleichbar, aber die Peripherie der Euro-Länder wird ebenfalls de-

industrialisiert. Und dann wundern wir uns, dass sich die Leute irgendwann zu uns auf den Weg machen, weil sie dort keine Arbeit mehr finden.

**Sie haben den Euro erwähnt, den Sie kritisch sehen. Wann, meinen Sie, stirbt der Euro eines friedlichen Todes?**

Das weiss niemand ...

**Aber dass er sterben wird, glauben Sie schon?**

Der Euro funktioniert nicht, das kann man konstatieren. Seit seiner Einführung haben sich wachsende Ungleichgewichte in der Euro-Zone aufgestaut. Einige Länder, allen voran Deutschland, machen riesige Exportüberschüsse. Andere verlieren ihre Industrie. Das hängt mit der unterschiedlichen wirtschaftlichen Entwicklung, vor allem den unterschiedlichen Lohnentwicklungen, zusammen. Früher gab es immer wieder Wechselkursanpassungen – die D-Mark wurde aufgewertet, andere Währungen abgewertet. Das war vernünftig, um Druck herauszunehmen, aber jetzt gibt es dieses Ventil nicht mehr. Insofern sehe ich angesichts der dramatischen Arbeitslosigkeit, besonders unter Jugendlichen, dass es auch auf der währungspolitischen Ebene dringend Veränderungen geben muss. Ein schlechtes Szenario wäre der unkontrollierte Zerfall der Euro-Zone. Was ich als einzige gangbare Alternative sähe, wäre ein neues Währungssystem mit festen Kursen, die die Europäische Zentralbank (EZB) garantiert, die aber bei Bedarf verändert werden können, um Ungleichgewichte auszugleichen.

**Ist dann doch etwas dran an Merkels Aussage: «Scheitert der Euro, scheitert Europa»?**

Nein, die halte ich für grundfalsch. Denn zurzeit scheitert Europa mit dem Euro. Für das Scheitern gibt es auch andere Gründe, aber einer ist eben dieses Korsett einer Währung, die für einige längst zu hart und für andere zu weich geworden ist.

**Für wie realistisch halten Sie es, dass eine andere Aussenpolitik gegenüber den destabilisierten Staaten des Mittleren und Nahen Ostens gemacht wird, wie realistisch ist eine andere Währungs- und Euro-Politik?**

Das kommt auf die politischen Kräfteverhältnisse in den einzelnen Ländern und in ganz Europa an. Ich frage mich, wie lange es sich diese Länder bieten lassen, wie Deutschland dort auftritt. Auch ihnen wird die Agenda



«Sinnvolle Perspektive»: Politikerin Wagenknecht.

2010 mit dem Lohndumping aufgezwungen. Sie werden vor die schlechte Alternative gestellt: «Entweder niedrige Löhne, oder ihr besteht den Wettbewerb nicht.» Natürlich wünschte ich mir, dass der politische Druck in diesen Ländern stärker würde. Gleichzeitig müssen wir als Opposition in Deutschland stärker werden. Eine

Variante wäre eine sozial orientierte Regierung in Deutschland, aber das ist angesichts des gegenwärtigen Zustands der deutschen Sozialdemokratie zumindest in der nächsten Wahlperiode sehr unwahrscheinlich.

**Jean Ziegler hat vor 25 Jahren ein Buch über die Unausweichlichkeit des Sozialismus geschrieben: «A demain, Karl!» – Bis mor-**

gen, Karl (Marx). Glauben Sie, dass der Sozialismus heute wieder mehr Chancen hat als damals nach dem Zusammenbruch seiner real existierenden Version in den Ländern Osteuropas?

Da muss man zuerst darüber reden, was Sozialismus ist. Ich glaube nicht, dass irgendjemand die Modelle wiederaufleben lassen möchte, die es damals in Osteuropa gab. Aber ich bin überzeugt, dass wir das Problem von privater Wirtschaftsmacht, die die Demokratie abschnürt, lösen müssen. Das geht aber nur, wenn es eine andere Form von grossem Wirtschaftseigentum gibt, grosse Unternehmen sind keine Privatangelegenheit. So gesehen, halte ich den Sozialismus für eine unverändert aktuelle und sehr sinnvolle Perspektive.

**Wie würden Sie sich selbst definieren – als Marxistin, Sozialistin, Kommunistin, Linke?**

Auf jeden Fall als Linke und Sozialistin. Marx verdanke ich viel, was das Verständnis ökonomischer Zusammenhänge angeht. Ich glaube, dass die heutige Volkswirtschaftslehre viel gewinnen könnte, wenn sie sich dazu durchringen würde, Marx lesen zu lassen – wie das alle grossen Ökonomen wie Schumpeter und Keynes getan haben. Doch leider kommt er in den üblichen Vorlesungen der Universitäten überhaupt nicht mehr vor.

**Vor kurzem hat man an den 100. Jahrestag der Zimmerwald-Konferenz erinnert, an der Lenin und Trotzki teilnahmen. Der Gedenktag hat daran erinnert, dass die Schweiz historisch oft eine wichtige Rolle in der internationalen Arbeiterbewegung gespielt hat. Wie sieht das heute aus?**

Die Schweiz ist ein schönes Land, und ich schätze sehr viele Schweizerinnen und Schweizer. Ich bekomme übrigens sehr viele nette Mails aus der Schweiz. Aber als Zentrum der Arbeiterbewegung würde ich die Schweiz heute nicht unbedingt bezeichnen.

**In der Sowjetunion war es eine Scherzfrage, aber mal ernsthaft gefragt: Könnte man den Sozialismus auch in der Schweiz aufbauen?**

Was ich sehr progressiv an der Schweiz finde, weil es so demokratisch ist: das starke Element der direkten Demokratie. Das könnten wir in allen anderen Ländern auch sehr gut gebrauchen. Das heisst nicht, dass mich das Ergebnis einer jeden Volksabstimmung begeistert. Es gibt auch Resultate, die finde ich nicht so gut. Aber es geht darum, dass die Bürger die Chance haben, über unmittelbare Dinge, die ihr Leben betreffen, abzustimmen, ihre Meinung kundzutun. Dadurch beschäftigen sie sich auch anders mit einem Thema. Das ist ein Zug in der Schweiz, den ich als sehr progressiv empfinde. Wir plädieren dafür, dass das auch in Deutschland ermöglicht wird. Derzeit geht das verfassungsmässig bei uns überhaupt nicht. O



Wer profitiert von wem?

## Demografischer Sturzflug

Deutsche Asyl-Euphoriker und Freunde der Masseneinwanderung behaupten, die vielen Migranten würden die Sozialstaaten beleben und die Überalterung entschärfen. Falsch. Schlecht gebildete Ausländer bringen keinen Gewinn, sondern einen Verlust an Wohlstand. *Von Herwig Birg und Domo Loew (Illustration)*

Die Verwendung des Begriffs «Bevölkerungspolitik» steht in Deutschland zu Recht unter strenger Beobachtung. Umso bemerkenswerter ist, wenn neuerdings eine «Bevölkerungspolitik» mittels Einwanderungen befürwortet wird. Dabei lehnen die gleichen Leute eine Förderung der Geburten ab, und zwar widersinnigerweise mit dem Argument, dass dies «Bevölkerungspolitik» sei.

Die Industrie- und Handelskammern fordern die Ausbildung der Flüchtlinge und Asylbewerber, um ihnen die Integration in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen, statt sie per Gesetz zur Untätigkeit zu zwingen. Dem kann man kaum widersprechen. Selbstverständlich ist auch, dass man hilfsbedürftige Flüchtlinge nicht ihrem Schicksal überlässt. Eine andere Frage ist es jedoch, ob Deutschland die demografische Basis seines Wohlstands auf Dauer dadurch aufrechterhalten kann, dass es den im Inland fehlenden Nachwuchs systematisch durch den anderer Länder via Zuwanderungen kompensiert und die Förderung der Geburten

strikt ablehnt, weil dies «Bevölkerungspolitik» wäre.

In seiner Rede zum Auftakt des «Forums Demografischer Wandel des Bundespräsidenten – Jahreskonferenz 2005» hatte der frühere deutsche Bundespräsident Horst Köhler laut darüber nachgedacht, ob «[...] die vielbeschworenen demografischen Probleme gar keine Probleme, sondern vielmehr auch Lösungen für andere Probleme [...]» seien. Beispielsweise hatte er die Bevölkerungsschrumpfung in Deutschland als Mittel zur Kompensation des hohen Weltbevölkerungswachstums in Betracht gezogen.

### Inkompetenz der Verantwortungsträger

Man darf annehmen, dass sich der Bundespräsident darüber informiert hatte, dass Deutschlands Anteil an der Weltbevölkerung nur noch rund ein Prozent betrug – und er sinkt weiterhin. Bei einem so geringen Anteil kann selbst das gänzliche Verschwinden der deutschen Bevölkerung das Weltbevölkerungswachstum

nicht verhindern, denn die Weltbevölkerung wächst jedes Jahr um die Einwohnerzahl Deutschlands. Warum machte der Bundespräsident, der sich bei dieser Konferenz von der Bertelsmann-Stiftung beraten liess, dennoch diesen unpassenden Vorschlag? Bei einem Verschwinden der deutschen Bevölkerung würde der jährliche Zuwachs der Weltbevölkerung nur um wenige Monate unterbrochen, danach ginge das Weltbevölkerungswachstum ungebremst weiter. Wahrscheinlich sind auf der ganzen Welt kein zweiter Präsident und keine zweite Stiftung zu finden, die den Bevölkerungsrückgang ihres Landes als ein Mittel zur Bekämpfung des weltweiten Weltbevölkerungswachstums in Erwägung ziehen.

Ein anderes Beispiel für die Inkompetenz unserer politischen Verantwortungsträger ist, dass viele Gemeinden nur noch in den Flüchtlingen und Asylsuchenden eine Rettung vor ihrem dauerhaften Dahinschrumpfen sehen. Dabei ist die Vorstellung doch einfach unerträglich, dass die Existenz einer Stadt davon



fenden Zahl der Jungen und nur in geringem Masse auf der zunehmenden Lebenserwartung. Die Bevölkerungsabteilung der Vereinten Nationen hat schon vor zehn Jahren für Deutschland (und andere Länder) berechnet, dass jedes Jahr dreieinhalb Millionen Jüngere nach Deutschland netto zuwandern müssten, wenn man so die Alterung stoppen wollte.

### Oberstes Verfassungsprinzip verletzt

Politiker, die das demografische Problem als «Chance» oder als «Lösung» für andere Probleme darstellen und für Zuwanderungen statt für die Förderung von Familien mit Kindern eintreten, führen das Land nicht nur sehenden Auges in eine Sackgasse, sie sorgen auch dafür, dass das Demografieproblem un-

### Unsere gesetzliche Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung prämiert Kinderlosigkeit.

gelöst bleibt, weil sie mit ihrem Eintreten für Zuwanderungen von seiner Hauptursache ablenken: Unsere gesetzliche Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung prämiert Kinderlosigkeit und bestraft Familien mit Kindern. Dadurch verletzt sie das oberste Verfassungsprinzip jeder Demokratie – die Gleichheit aller vor dem Gesetz – wie durch die von der Politik ignorierten Urteile des Bundesverfassungsgerichts festgestellt wurde.

Durch Zuwanderungen können zwar einige Folgen des demografischen Problems wie die Arbeitskräftemangel bei bestimmten Berufen bekämpft werden, aber an der Verfassungswidrigkeit des sozialen Sicherungssystems ändert sich dadurch nicht das Geringste. Im Gegenteil, durch die Zuwanderung entstehen weitere Ungerechtigkeiten in den Herkunftsländern der Migranten. Denn die Eltern der Migranten gehen leer aus, wenn ihre Kinder in Deutschland Beitrags- und Steuerzahlungen leisten, die dringend für ihre eigene Versorgung benötigt würden. Kompensatorische Wanderungen untergraben auf diese Weise den politischen Zusammenhalt der Länder in der Europäischen Union.

Alle Menschen haben gleiche Rechte und Pflichten. Dass dieses oberste Verfassungsprinzip durch die Privilegien für Kinderlose verletzt wird, zeigt die folgende Überlegung. Wenn in einer Gesellschaft die eine Hälfte ihrer Mitglieder Kinder hat und die andere nicht, muss die eine Hälfte der Bevölkerung durch die Kinder der anderen im Ruhestand, bei Krankheit und bei Pflegebedürftigkeit versorgt werden, und zwar auch dann, wenn die Geburtenrate so hoch ist, dass – anders als hierzulande – im Durchschnitt zwei Kinder auf eine Frau entfallen, so dass die Bevölkerung weder schrumpft noch altert und keine Zuwanderungen benötigt würden.

Im Unterschied zum gewählten Beispiel bleibt in Deutschland zwar nicht die Hälfte der Menschen kinderlos, aber es sind im Bundesdurchschnitt schon rund ein Viertel beziehungsweise bei der grössten Gruppe – den nicht zugewanderten Frauen in den alten Bundesländern – schon rund ein Drittel. Der Anteil der Kinderlosen steigt von Geburtsjahrgang zu Geburtsjahrgang, das Beispiel mit fünfzig Prozent Kinderlosigkeit ist also keineswegs weit hergeholt. Aber anders als in dem Beispiel kommt in Deutschland erschwerend hinzu, dass die Geburtenrate mit 1,4 Lebendgeborenen pro Frau seit vier Jahrzehnten weit unterhalb von jener mit zwei Kindern liegt, so dass die indigene Bevölkerungsgruppe schrumpft und stark altert, während die Bevölkerung mit Migrationshintergrund durch immer neue Zuwanderungen und durch ihre Geburtenüberschüsse wächst. Zurzeit haben 16,4 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund.

Bilanziert man Nutzen und Kosten der Zuwanderungen, indem man ihre Auswirkungen etwa auf die öffentlichen Finanzen untersucht, kann die Bilanz positiv oder negativ sein – je nachdem, welche Posten berücksichtigt werden. So ist die Bilanz aus Ein- und Auszahlungen in die Renten- und Pflegeversicherung bei Migranten wegen ihrer jüngeren Altersstruktur in der Regel positiv, insbesondere wenn man die Bilanz nur für ein einzelnes Jahr aufstellt. Berücksichtigt man auch die späteren Jahre, in denen die Renten ausgezahlt werden, kann sich das Ergebnis umkehren. Denn die Altersstruktur der Migranten ist zwar jetzt noch deutlich jünger, aber ihr Altenquotient (das Verhältnis der über 65-Jährigen zu den 15- bis 64-Jährigen) nimmt schneller zu als jener der Nichtmigranten. Durch die Angleichung der Altersstrukturen nimmt die entlastende Wirkung der jüngeren Altersstruktur im Laufe der Zeit ab.

### Generationengerechtigkeit

Bei allen mir bekannten Kosten-Nutzen-Rechnungen wird die wichtigste Frage ausgeklammert: Ist es für eine alternde Gesellschaft, rein ökonomisch betrachtet, günstiger, das Geburtendefizit durch eine Erhöhung der Geburtenrate auf durchschnittlich zwei Kinder je Frau zu schliessen, wie das noch in den sechziger Jahren geschah (Strategie A)? Oder ist die Kompensation des Geburtendefizits durch Zuwanderungen ökonomisch betrachtet vorteilhafter (Strategie B)?

Für Strategie A spricht folgende, mit einem mathematischen Modell beweisbare Überlegung: Wenn jede Generation das gleiche Ziel verfolgt, nämlich das Verhältnis der von ihr im mittleren Alter an die Generation ihrer Eltern sowie an die Generation ihrer Kinder erbrachten Versorgungsleistungen zu den im Ruhestand von der eigenen Kindergeneration

abhängen soll, ob es immer irgendwo genügend Krisenherde gibt, aus denen Hilfesuchende nach Deutschland strömen. Im Übrigen haben auch die nach Deutschland Zugewanderten eine zu niedrige Geburtenrate, so dass die zugewanderte Population ohne immer neue Zuwanderungen ebenfalls schrumpfen würde.

### Zuwanderung stoppt Alterung nicht

Als Individuum lebt der Mensch in seinen Kindern fort. Die Frage ist, ob dies bei Gesellschaften nicht genau so ist oder ob das Überleben einer Gesellschaft auch durch Zuwanderungen statt durch eigenen Nachwuchs gesichert werden kann? Fest steht: Die Zahl der älteren Menschen nimmt zu, die der nachrückenden Jungen schrumpft. Ungeachtet dessen, dass es ab etwa 2045 immer weniger Ältere geben wird, so dass die heute gegründeten Altenheime wieder geschlossen werden müssen, setzt sich der Rückgang der Geburten ungehindert fort, weil die Eltern nicht geboren wurden, die den Abwärtstrend durch eine höhere Geburtenrate stoppen könnten. Gegenwärtig ist der Abnahmetrend vorübergehend unterbrochen, weil nun die Enkel der grossen Geburtsjahrgänge der sechziger Jahre zur Welt kommen, aber ab 2020 wird sich die Schrumpfung der Geburtenzahl verstärkt fortsetzen.

Zuwanderungen können die Alterung unserer Gesellschaft nicht stoppen. Denn die Alterung beruht in erster Linie auf der schrump-

# Baloise session

23. OKT. – 12. NOV. 2015

SARAH CONNOR ■ JAMES ARTHUR

FREITAG, 23. OKTOBER, 20 UHR



**OPENING NIGHT**

Zwei Stimmen, zwei tolle Intensität. Gänsehaut-induzierende Lieder, die mit Tiefsinn zum Nachdenken anregen und dennoch Hoffnung ausstrahlen. Musik, die man aus den Charts kennt und die dennoch immer wieder neu entdeckt werden kann. Sarah und James – zwei Seelenverwandte.

**TICKETS VERGRIFFEN**

IGGY POP ■ KATZENJAMMER

SAMSTAG, 24. OKTOBER, 20 UHR



**ONE OF A KIND**

Musik wird spannend, wenn sie gegen Konventionen verstösst und dabei neue Ästhetik entwickelt. Zwei Acts, die diese Kunst beherrschen, und doch völlig verschieden sind, treffen aufeinander: Iggy Pop, der Indie-Rock-Poet, trifft auf vier witzig-ironische Folk-Frauen aus Norwegen, die sich Katzenjammer nennen. Ein Abend mit Kultpotenzial!

FRANCESCO DE GREGORI ■ MARIO BIONDI

DIENSTAG, 27. OKTOBER, 20 UHR



**2 SIDES OF ITALY**

Italianità einerseits: Francesco De Gregori, einer der grössten Cantautori, seit vierzig Jahren ein sozialkritischer Poet mit einem grossen Herz für Italien. Italy andererseits: Mario Biondi, Sohn eines Cantautore, der sich fürs Englische entschieden hat und international zu den Besten des Souls gehört.

BASTILLE ■ RAE MORRIS

MITTWOCH, 28. OKTOBER, 20 UHR



**NEW BRITISH POP**

England bleibt eine frisch sprudelnde Quelle der Musik-Innovationen. Zwei der spannendsten Indie-Pop-Erneuerer zaubern in Basel hymnische Klangwelten: Die Formation Bastille mit ihrem bombastischen Hit «Pompeii» kontrastiert mit der sphärischen Stimme der Songwriterin Rae Morris.



REA GARVEY ■ TINA DICO SOLO

DONNERSTAG, 29. OKTOBER, 20 UHR



**NORTHERN LIGHTS**

Rea Garvey kann gleichermassen die Gitarre rocken und Gefühle zeigen. Beides bringt der Ire mit seiner starken Stimme auf den Punkt. Tina Dico reduziert ihre Songs auf das Minimum und holt dabei das Maximum heraus: ihre Gitarre und ihre umwerfend starke Stimme – Volltreffer!

TROMBONE SHORTY ■ CANDY DULFER

DIENSTAG, 3. NOVEMBER, 20 UHR



**HOT RHYTHMS**

Ein Blechbläser aus New Orleans und eine Saxophonistin aus Amsterdam, Trombone Shorty und Candy Dulfer kennen das Rezept, eine Location zu heizen, bis sie dampft: Funkgrooves, messerscharfe Riffs und eine kochende Rhythm Section. Und dazu Posaunen- oder Saxofonsoli vom Feinsten!

PAOLO NUTINI ■ PHILIPP POISEL

DONNERSTAG, 5. NOVEMBER, 20 UHR



**FROM HEART TO SOUL**

Folge deinem Herzen – und wenn es klingt, ist es Soul! Für diese Treue zu sich selbst stehen der schottische Retro-Souler Paolo Nutini und der deutsche Sänger Philipp Poisel: Sie sind beide jung und ausgerüstet mit einem untrüglichen Spürsinn für Songs, die Herz und Seele berühren.

TORI AMOS SOLO ■ RANDY NEWMAN SOLO

FREITAG, 6. NOVEMBER, 20 UHR

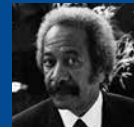


**THE ART OF SONGWRITING**

Meistens ist es die bezaubernde amerikanische Sängerin Tori Amos, die als Highlight eines Konzertabends bezeichnet wird. Doch dieses Mal teilt sie den Ruhm mit dem legendären US-Singer-Songwriter und Filmkomponisten Randy Newman. Zwei der wichtigsten Stimmen Amerikas geben sich die Ehre.

THE ALLEN TOUSSAINT QUARTET ■ REBECCA FERGUSON

SAMSTAG, 7. NOVEMBER, 20 UHR



**LADY MEETS LEGEND**

Eine Lady ist man nicht einfach und auch nicht eine Legende. Rebecca Fergusons märchenhafter Aufstieg vom einfachen Mädchen zur Song Lady brauchte zwei, drei Jahre, hinter Allen Toussaints Status als «living legend» steht ein langes, kreatives Leben. Das Ziel ist dasselbe: die Konzertbühnen dieser Welt!

GREGORY PORTER ■ THE ROGER CICERO JAZZ EXPERIENCE

MONTAG, 9. NOVEMBER, 20 UHR

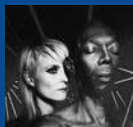


**ALL THAT JAZZ**

Ein schwergewichtiger Schwarzer mit Schiebermütze oder ein Deutscher mit Trilby-Hut: Jazzgesang kann unterschiedlich klingen, mit warmem Bariton oder leichter Stimme gesungen, englisch oder deutsch. Gregory Porter und Roger Cicero machen dasselbe, und dennoch sind es zwei Welten!

FAITHLESS ■ SUPPORTING ACT

DIENSTAG, 10. NOVEMBER, 20 UHR



**INSOMNIA**

Die glorreiche Rückkehr der Band, die mit «Insomnia» den Dancefloor neu definierte: Faithless haben sich selber neu erfunden und ihre Musik ins Heute übersetzt. Faithless 2.0. Ein Tanztrip. Wir bleiben schlaflos. Der Supporting Act wird später bekannt gegeben, siehe auch baloisesession.ch

TOTO ■ BASTIAN BAKER

DONNERSTAG, 12. NOVEMBER, 20 UHR



**THEY ROCK!**

Wer ein bisschen Rock liebt, kommt an diesem Abend nicht auf die Kosten. Sowohl die legendäre US-Band Toto wie auch der Schweizer Newcomer Bastian Baker bestechen durch ihre Kunst, einfache Melodien in packende Rocksongs mit starken Hooklines zu verwandeln. Der Mitsing-Faktor könnte nicht höher sein!

**TICKETS VERGRIFFEN**



empfangenen Versorgungsleistungen so günstig wie möglich zu gestalten, also zu minimieren, dann ist dieses Ziel genau dann am besten erfüllt, wenn die Leistungen pro Kopf der Elterngeneration und die pro Kopf der Kindergeneration gleich sind (= Generationengerechtigkeit). In diesem Fall hätten alle aufeinanderfolgenden Generationen die gleiche Grösse, so dass die Bevölkerung (ohne Wanderungen) konstant ist. Dies bedeutet, dass das Ziel der Generationengerechtigkeit nur dann erreicht wird, wenn das Ziel der demografischen Stabilität ebenfalls erfüllt ist.

Dieses mathematisch beweisbare Ergebnis ist ermutigend, denn es spricht eindeutig für die Erneuerung der Bevölkerung durch Geburten (Strategie A). Parallel dazu gibt es aber ein weiteres Argument gegen die von Deutschland verfolgte Praxis des Generationen-Ersatzes durch Einwanderungen (Strategie B). Nehmen wir an, Deutschland strebe ein hohes Pro-Kopf-Sozialprodukt an, weil dies ein hohes Konsumniveau garantiert und weil dann auch die für eine gute Infrastruktur erforderlichen öffentlichen Mittel bereitstehen. Dabei ist ein hohes Pro-Kopf-Sozialprodukt in jedem Fall günstiger als ein hohes absolutes Sozialprodukt. Sonst würden ja die Menschen etwa aus der Schweiz nach Indien auswandern und nicht in die Schweiz. Dies bedeutet: Je mehr Migranten nach Deutschland kommen, desto höher ist zwar in der Regel das absolute Sozialprodukt, aber desto geringer sind Niveau und Wachstumsrate des Pro-Kopf-Einkommens.

### Widersinniges Interpretationsverbot

Dieses Ergebnis wird sowohl durch eigene Berechnungen als auch durch eine neue Untersuchung von Holger Bonin am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung GmbH in Mannheim gestützt, die von der Bertelsmann-Stiftung gefördert wurde und viel Aufsehen erregte. Sie ergab Folgendes:

1. — Die Bilanz der individuell zurechenbaren, geleisteten und empfangenen Zahlungen an den Staat, der sogenannte Finanzierungsbeitrag, ist bei den Deutschen im Durchschnitt pro Kopf höher als bei den Ausländern: 4000 Euro gegen 3300 Euro (Bonin, S. 27).

2. — «Wählt man die vorausschauende Perspektive der Generationenkonto [...] haben in der ausländischen Bevölkerung erheblich weniger Jahrgänge eine positive Generationenbilanz als in der deutschen Bevölkerung. Ausländer, die 2012 geboren wurden, werden unter Status-quo-Bedingungen über den gesamten Lebenszyklus hinweg im Gegenwartswert durchschnittlich rund 44100 Euro mehr an Transfers erhalten, als sie an Steuern und Beiträgen zahlen. Dagegen erbringen die 2012 geborenen Deutschen einen deutlich positiven Finanzierungsbeitrag zu den öffentlichen Haushalten. Sie zahlen im Lebensverlauf

durchschnittlich rund 110800 Euro mehr an Steuern und Beiträgen, als sie an individuell zurechenbaren Transfers empfangen» (Bonin, S. 30).

3. — Gewichtet man die Generationenkonto mit der Bevölkerungsstruktur im Ausgangsjahr, ergibt sich ein Finanzierungsbeitrag pro Kopf der deutschen Bevölkerung von 88500 Euro, ein solcher pro Kopf der ausländischen Bevölkerung von 22300 Euro (Bonin, S. 32).

4. — In einer weiteren Rechnung werden nicht nur die individuell zurechenbaren Zahlungsströme berücksichtigt, sondern auch die vom Staat im Durchschnitt pro Kopf aufgewendeten allgemeinen Staatsausgaben für Infrastruktureinrichtungen und für Verwaltungsleistungen. Auch in diesem Fall ergibt sich ein Gefälle zugunsten der Deutschen: «Jedes Neugeborene schafft über den ganzen Lebensverlauf gerechnet ein ganz erhebliches Defizit: Bei Ausländerkindern steht ein Kohortendefizit von 196000 Euro, bei den Deutschen von immerhin noch 41100 Euro zu Buche. Dieselben Werte ergeben sich dem Prinzip nach auch für alle künftig geborenen Generationen, soweit sie sich fiskalisch wie ihre Eltern verhalten werden und der Staat in Zukunft nicht bei den allgemeinen öffentlichen Ausgaben spart» (Bonin, S. 36).

Der Verfasser der Bertelsmann-Studie belegt seine eigenen Forschungsergebnisse überraschenderweise mit folgendem widersinnigem Interpretationsverbot: «Vor allem darf man daraus nicht schlussfolgern, dass bei einer umfassenden Bilanzierung, welche die fehlende Nachhaltigkeit der gegenwärtigen deutschen Fiskalpolitik mit in Rechnung stellt, die Ausländer eine fiskalische Last für die Deutschen darstellen» (Bonin, S. 38). Die

### Die Leistungen, Einkommen und Steuerzahlungen sind bei Nichtzugewanderten höher.

Medien folgten artig dem Interpretationsverbot, deshalb ist jetzt überall zu hören: «Deutschland profitiert von der Zuwanderung.» Aber wer diese Meinung vertritt, wird gerade durch die Bertelsmann-Studie widerlegt, auf die sie sich stützt.

Wer profitiert also von wem – die Nichtzugewanderten von den Zugewanderten oder umgekehrt? Alle vier oben dargestellten Berechnungsweisen der Bertelsmann-Studie zeigen – wie schon viele andere Untersuchungen – ein klares Gefälle: Die Leistungen, Einkommen und Steuerzahlungen sind bei den Nichtzugewanderten höher als bei den Zugewanderten. Die gleiche Richtung hat auch das Transfergefälle, sonst wäre unerklärlich, warum der Prozentsatz der Empfänger von Sozialhilfe bei den Zugewanderten rund dreimal so hoch ist

wie bei den Nichtzugewanderten. Wenn ein guter Schüler und ein mittelmässiger ihre Schulaufgaben gemeinsam machten, würde niemand sagen, dass der bessere vom mittelmässigen profitiert – ausser die Bertelsmann-Stiftung.

### «Die demographische Chance»

Generell hängt das Ergebnis jedes Vergleichs vom gewählten Vergleichsmaßstab ab, wie abschliessend an zwei einfachen Beispielen gezeigt werden soll. Beispiel 1: Geht es Deutschlands Wirtschaft besser mit oder ohne Zuwanderungen? Antwort 1: Ohne Zuwanderung hätten wir wahrscheinlich einen wirtschaftlichen Rückschlag wegen fehlender Arbeitskräfte und geringerer Nachfrage, also geht es uns besser mit Zuwanderungen statt ohne.

Beispiel 2: Geht es Deutschlands Wirtschaft besser mit Zuwanderungen oder mit eigenem Nachwuchs statt Zuwanderungen? Antwort 2: Mit eigenem Nachwuchs statt Zuwanderung hätten wir eine besser qualifizierte Bevölkerung (so schneiden beim Pisa-Test deutsche Schüler im internationalen Vergleich ziemlich gut ab, die Kinder der Migranten dagegen schlecht), und die Produktivität, das Pro-Kopf-Einkommen und das Wachstum wären höher als im Fall von Einwanderungen.

In meinem neuen Buch zeige ich: Deutschlands demografischer Sinkflug ist dabei, in einen Sturzflug überzugehen («Die alternde Republik und das Versagen der Politik. Eine demographische Prognose» (LIT-Verlag, Berlin 2015)). Es bedürfte eines gewaltigen Umdenkens, wollte man das noch verhindern. Stattdessen stellte die frühere Bundesministerin für Bildung und Forschung, Annette Schavan, das Wissenschaftsjahr 2013 unter das Motto «Die demographische Chance». Nach dieser Logik war das Flächenbombardement deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg keine Katastrophe, sondern eine «Chance» für den Wiederaufbau.

Der Wohlstand eines Landes ist das Ergebnis einer die Generationen übergreifenden, mit jedem Individuum neu beginnenden Kette kulturgestützter Leistungen, die in den Familien mit der Erziehung lernfähiger Kinder beginnt, sich im Streben nach Bildung und Wissen in Schulen und Hochschulen fortsetzt, um schliesslich in der Wirtschaft in Form wettbewerbsfähiger Produkte in Erscheinung zu treten. Die Glieder der Kette werden schwächer, wenn der schrumpfende Nachwuchs im Inland durch die Zuwanderung von Menschen mit unterdurchschnittlicher Bildung und Ausbildung kompensiert wird.

Herwig Birg hatte mehr als zwanzig Jahre den Lehrstuhl für Bevölkerungswissenschaften an der Universität Bielefeld inne. Darüber hinaus war er Präsident der Deutschen Gesellschaft für Demographie und Mitglied der «Expert Group on World Population» der Vereinten Nationen.



*Fressen oder gefressen werden:* Martin Parr grüsst aus Benidorm.





## Haiterkeitsanfälle

Von Daniele Muscionico

Was ist dieser Mensch, der sich dem Weisen Hai zum Nachtisch offeriert? Ein glückloser Fliegenfischer? Ein Höhlenforscher mit Orientierungsschwierigkeiten? Was ist er? Bingo – der Kandidat hat hundert *points*: Martin Parr ist ein Selbstdarsteller.

Natürlich ist er das für einen guten Zweck. Er spielt ihn für uns zum Anlass der Erhaltung. Martin Parr, der renommierte britische Fotograf, Chronist touristischer Vergnügungen von Blackpool bis Benidorm, Reporter des Bauchfetts seiner Landsleute und überraschender Perspektiven überhaupt, Parr gibt den Mann, der kein Risiko scheut. Er wird seinen Liebsten in Grossbritannien diese Postkarte aus seinem Abenteuerurlaub schicken. In Benidorm? Ist das nicht die Retortenstadt an der Costa Blanca, in der es zu den grössten Abenteuern zählt, jemanden zu treffen, der zu Hause in Bünzen nicht im selben Turnverein ist? Doch Parr schickt aus jedermanns Benidorm tatsächlich eine Karte, bei der es um Tod oder Leben geht. Dank digitaler Technik ist alles möglich, zumal auf einem Selfie.

Ein Selfie? Das ist diese Sache, die früher Selbstporträt hiess. Neudeutsch heute eben «Selfie», 2013 das «Wort des Jahres», ein Selbstporträt, in Armeslänge Abstand auf dem Handy, vulgo Mobiltelefon aufgenommen und idealerweise in den sozialen Netzwerken als Multiplikator des eigenen Ichs verbreitet. Es ist die Rede davon, dass ein Selfie ein Foto-Quickie mit sich selbst sei, doch das ändert am Umstand längst gar nichts mehr: Dieser öffentliche Quickie ist gesellschaftsfähig.

Parr, der Fotoexperte, Fotosammler, Foto-*maniac*, findet das grandios, sagt er in seinen Schriften. Er begrüsst auch den Quickie mit Hilfestellung, mit dem teleskopartigen Selfie-Stick, mit dem sich die Armlänge fast nach Belieben dehnen und stauchen lässt. So kann man dem eigenen Ego ein noch radikaleres Update verpassen, der ollen Garnele, die man ist, eine Haiflosse verpassen, um im Bild des Angelsports zu bleiben.

Selfies sind nicht nur das Thema relevanter Fotografen, sie sind auch museumstauglich geworden. «Ego Update» heisst beispielsweise die Ausstellung im NRW-Forum Düsseldorf, das dazu eine wilde Mischung aus Hoch- und Niederkultur zeigt. Wie hängen digitale Medien und Identität zusammen, fragt sich die Wissenschaft. Ja, wie wohl? Es geht um Fressen oder Gefressenwerden in diesem Hai-gewässer. Wir sitzen alle im selben Boot.

Ego Update – Die Zukunft der digitalen Identität Mit Werken von Martin Parr und weiteren internationalen Künstlern, NRW-Forum Düsseldorf, ab 19. September

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **David Lagercrantz:** Verschwörung  
(Heyne)
- 2 (2) **Hansjörg Schneider:**  
Hunkelers Geheimnis (Diogenes)
- 3 (5) **Jonathan Franzen:** Unschuld  
(Rowohlt)
- 4 (3) **Paula Hawkins:** Girl on the Train –  
Du kennst sie nicht, aber ... (Blanvalet)
- 5 (4) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre  
(Nagel & Kimche)
- 6 (8) **Arno Camenisch:**  
Die Kur (Engeler)
- 7 (–) **Lori Nelson Spielman:** Nur einen  
Horizont entfernt (Fischer Krüger)
- 8 (7) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonischer Stolz  
(Kiepenheuer & Witsch)
- 9 (6) **Petra Ivanov:** Heisse Eisen (Appenzeller)
- 10 (10) **Guillaume Musso:**  
Nacht im Central Park (Pendo)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:**  
Darm mit Charme (Ullstein)
- 2 (2) **Per J. Andersson:**  
Vom Inder, der ... (Kiepenheuer & Witsch)
- 3 (–) **Guinness World Records 2016**  
(Hoffmann und Campe)
- 4 (4) **Duden – Die deutsche Rechtschreibung**  
(Bibliographisches Institut)
- 5 (5) **Wilhelm Schmid:**  
Gelassenheit (Insel)
- 6 (3) **Christof Gertsch, Benjamin Steffen:**  
Ariella Kaeslin – Leiden im Licht (NZZ Libro)
- 7 (7) **Ajahn Brahm:**  
Der Elefant, der das Glück vergass (Lotos)
- 8 (–) **Annemarie Wildeisen:**  
Einfach Wildeisen (AT Verlag)
- 9 (–) **Abby Smith:** Haare flechten (MVG)
- 10 (–) **Gabriel Palacios:** Lass dich einfach  
geschehen (Cameo)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Zürich, vor dem Krieg

Eveline Hasler widmet sich vornehmlich historischen Frauenfiguren. In ihrem neuesten Buch ist das anders. Drei Familien in den 1930er Jahren stehen im Zentrum: Die Manns (Schriftsteller), die Riesers (Schauspielhaus-Besitzer) und die Schwarzenbachs (Industrielle). Sprachlich und erzählerisch ist das Buch kein Glanzlicht, lesenswert ist es trotzdem. Hasler leuchtet das Verhältnis zwischen dem Frontisten James Schwarzenbach und seiner Cousine, der Autorin Annemarie, aus, vor allem aber würdigt sie die Arbeit von Schauspielhaus-Direktor Ferdinand Rieser, der ohne Subventionen mutig die einzige freie Bühne im deutschsprachigen Raum führte. Das Buch gewährt einen gut recherchierten Einblick in eine der spannendsten Episoden der Schweizer Geschichte. (rb)

Eveline Hasler: Stürmische Jahre. Nagel & Kimche, 223 S.

## Literatur

# Grenzen des Verständnisses

In seinem Auschwitz-Roman «Interessengebiet» wirft Martin Amis ein Tarantino-haftes Licht auf die Täter des Nationalsozialismus.

Von Sarah Pines



Menschenfremde Logik: Autor Amis.

**A**uschwitz: Welches Denken, wie viel Gutes liegt Bösem zugrunde? Erst die bürokratisch-fade Pedanterie der Nationalsozialisten habe die Judenvernichtung ermöglicht, antwortete die Philosophin Hannah Arendt. Der italienische Schriftsteller und Holocaust-Überlebende Primo Levi forderte dagegen, die Taten der Nazis als unbegreiflich einzuordnen – das Verstehen würde einer Rechtfertigung gleichkommen. Martin Amis verwandelt die beiden Gedanken in eine fesselnde Geschichte: «Interessengebiet», nach «Pfeil der Zeit» (1995) seine zweite Holocaust-Darstellung, beschreibt eine Liebesgeschichte in einem Konzentrationslager. Für den Leser geht es um die Grenzen des eigenen Verständnisses.

Es ist der erste Frühling nach der Wannseekonferenz (Januar 1942), auf der die nationalsozialistischen Befehlshaber die «Endlösung der Judenfrage» organisiert haben. Im «Kat Zet» – von Amis gewählter Name für Auschwitz – und in den benachbarten Buna-Werken, einem 1942 von der I. G. Farben errichteten Unternehmen zur Herstellung von künstlichem Kautschuk, breitet sich Panik aus. Nicht nur bröckelt die Ostfront – auch das KZ-Personal fühlt sich von der steigenden Zahl deportierter Juden überfordert. Die schnelle, effiziente Vernichtung und Entsorgung der Häftlinge ist kaum noch zu bewältigen. Lagerkommandant

Paul Doll, ein sadistischer Alkoholiker, ist am Rande des Nervenzusammenbruchs. Gleichzeitig, von Doll unbemerkt, entwickelt sich zwischen seiner Frau Hannah und dem Aufseher Golo Thomsen ein Verhältnis. Es ist Begierde auf den ersten Blick, als Golo Hannah beim Spaziergang beobachtet, sich fragend, «wie sie ohne all ihre Kleider» aussähe. Hannah, grobknochig, arisch, verachtet Doll und die Nazis, gleichwohl verlässt sie das KZ nicht. Langsam verwandelt sich Golo's Begehren in Liebe, die vielleicht nie mehr als platonische Erfüllung finden wird. Oder, so Hannah: «Überlegen Sie, wie entsetzlich es wäre, wenn aus jenem Ort [Auschwitz] etwas Gutes entstehen würde.»

«Interessengebiet» verkehrt geläufige Darstellungen von den überorganisierten und unterkühlten Nazis ins Gegenteil. Doll und Thomsen sind engstirnige Bürokraten, aber auch relativ geistreiche Alkoholiker, die Befehle bestenfalls durchschnittlich ausführen, mit Plaudereien ihr Tun beschönigen: «Es scheint Ihnen doch recht gut zu gehen. Der Bürstenschnitt steht Ihnen wunderbar», sagt Doll zu einem Deportierten mit rasiertem Kopf. «Und», auf seine eintätowierte Erkennungsnummer zeigend, «ist das Ihre Telefonnummer? Kleiner Scherz. Nicht wahr?» Manchmal führt Amis die Nazis in Richtung Selbsterkenntnis, ja Mitleid gegenüber den Gefangenen. Der KZ-Gestank und der «rötlich-braune Schleim», Nebenerzeugnisse der Judenvernichtung, bringen Doll zum Nachdenken: «Wenn das, was wir tun, gut ist, warum riecht es dann so durch und durch schlecht?» Schliesslich Thomsens Einsicht: Einst wird man Nazis für so fremdartig halten wie prähistorische Fleischfresser – nicht menschlich, nicht einmal auf dem Niveau von Säugetieren.

Letztlich, so Amis' Darstellung, sind die Motive der Nazis obskur: So schwer zu begreifen wie ein wirrer Insektenflug, folgen sie einer menschenfremden Logik. Während plattgehauene Insekten meist wenig Mitleid erregen, schmerzt der Anblick leidender Säugetiere. In Quentin Tarantinos Film «Inglourious Basterds» (2009) erklärt der charmante deutsche Colonel Landa, seine Leute seien Adler, die anders dächten als rattenhafte Juden – eine im Nationalsozialismus geläufige Gegenüberstellung. Amis sieht es anders: Nazis sind Insekten oder Amphibien, die sich an Säugetieren festsaugen und sie quälen.

Martin Amis: Interessengebiet. Kein und Aber. 416 S., Fr. 32.50

Lesung am 22. September im Volkshaus Zürich

## «Brechen, diesen starren Sinn»

Wer das historische Jubeljahr ohne Blessuren überstanden hat, reise nach Genf. Das Grand Théâtre zeigt Rossinis «Guillaume Tell». Wer ihn gesehen hat, kehrt heim als glücklicher Mensch. *Von Urs Gehrig*



Wie Schaumwein sprudelt es aus der Seele: «Guillaume Tell» in Genf.

Was hat man sich auf Bühnen Geistreiches einfallen lassen, um alte Stoffe aufzupoppen! Schillers Räuber als Rocker auf Motorrädern. Don Juan als Pornostar. Da ist ein Gessler, der als Krüppel im Rollstuhl mit poliertem Valentin-Landmann-Schädel übers Parkett scharwenzelt, Schonkost im Vergleich.

Was zählt, ist Unterhaltung! Erbauliches begehrt das Volk, ehe es, der Schwerkraft Untertan, nach kurzem Pläsier wieder alltagsgeplagt zur Erde sinkt. Erbauliches gibt es abendfüllend im Genfer Grand Théâtre, wo man letzten Freitag die Opernsaison eröffnete, feierlich mit «Guillaume Tell» von Gioacchino Rossini (1792–1868).

Kaum hebt sich der Vorhang, geht es hoch zu. Schon der erste Aufzug – kahles Bergmassiv, Bauern in grauer Gulag-Kluft – macht klar: Hier herrscht kalter Krieg. Das erste Opfer ist ein Violoncello. Ein Musikant im *Chüermutz* streicht aus ihm eine melancholische Weise. Da kommt Gesslers Geschwader angegrätscht, verkleidet als Nussknacker-Robocop-Combo unter stählernen Helmen mit ehernem Hirschgeweih, und zertrümmert es. Mahnend hängt der Instrumentenschrott über der Szene, ehe sich die österreichischen Häscher an helvetischem Fleisch vergreifen.

Die martialische Ouvertüre täuscht. Das Genfer Tellenstück ist von einer Trendbühne

so weit weg wie diese von der Wirklichkeit. Hier wird filigran dem Ohr geschmeichelt. Verantwortlich dafür ist Jesús López-Cobos am Pult des Orchestre de la Suisse Romande. Es breitet Rossinis Melodien vor dem Publikum aus wie ein glitzerndes Meer – man kann sich hineinstürzen, darin selig schwelgen, in aufbrausender Gischt sich wiegen lassen oder gänzlich untergehen im Getöse.

### Skandal in London

In solch virtuoser Tonkulisse spielen Schinder Gessler und Rächer Tell auf zum Fernduell, dazwischen der wankelmütige Melchthal, hin- und hergerissen zwischen Vaterland und Flammenherz, das über die Feindeslinie für Gesslers Nichte Mathilde brennt.

Aber wozu überhaupt ein weiterer Tell, wo vom «Löie z'Nottiswil» über die Freilichtbühne Interlaken bis zum Folkpop-*Pajass* Willy auf Wahlkampftour jeder den Volkshelden gibt?

Regisseur David Pountney schert die hiesige Tell-Inflation nicht. Er hält den Blick über den Horizont. «Eine unglaublich wichtige Oper» sei der «Guillaume», «ein Meisterwerk», topaktuell und «unterschätzt», sagte der Brite im Interview mit Theoperaplattform.eu. Er hat auf grossen Bühnen der Welt gewirkt. In Wien, Bregenz, Zürich, aktuell in Cardiff, wo er die

Welsh National Opera leitet und letztes Jahr diesen Guillaume inszenierte.

Rossinis «Guillaume» (1829) basiert auf Schillers «Tell» (1804). Zwar ging der Italiener ganz eigene Wege, dennoch hört man in der Kulisse Schillers Gessler raunen: «Ich gelob es, ich will ihn brechen, diesen starren Sinn, den kecken Geist der Freiheit will ich beugen.» Das Thema Freiheit sollte von der Bühne nicht mehr verschwinden. «Rossini setzte einen grossen Treck von Werken in Gang», so Pountney, «von Verdi über Wagner, die alle diese politische Idee verkörpern.»

Zurück auf die Bühne, wo jetzt Gesslers Schergen Schweizerinnen kujonieren. Im Sommer artete diese Szene im Königlichen Opernhaus zu London zum Skandal aus. Soldaten rissen dort einer Frau die Kleider vom Leib, missbrauchten sie mit Champagnerflasche und mit Waffen. In Genf ist die Gewalt behutsam fingiert. Die Opfer winden sich wie Aale, die man ans Trockene geworfen hat.

Schonungslos dagegen, was Rossini den Sängern abverlangt. Allein in der Schlussarie muss der Tenor des Melchthal fünfmal das hohe C bewältigen. Zwischen sängerischen Hochseilakten spielen immer wieder liebliche Alphornquinten und Kuhreihen, bis kommt, was muss. Tells Frevel vor dem Gesslerhut. Während der Meisterschütz die Armbrust spannt zum Apfelschuss, beschwört er seinen Sohn: «Sois immobile!» Diese allereinzige Arie gewährt Rossini seinem Helden. Wer sie einmal hört, vergisst sie ein Leben lang nicht mehr: «Wie die freie Gesangslinie jedes Wort unterstreicht und durch die atemberaubende Cellostimme unterstützt wird», schwärmte Wagner, «das erreicht die höchsten Gipfel lyrischen Ausdrucks.» Rossini, geschmeichelt, antwortete dem Deutschen: «So habe ich also Musik der Zukunft geschaffen, ohne es zu wissen!» – «Nein», erwiderte Wagner, «es ist Musik für alle Ewigkeit.»

Eine Ewigkeit, eine halbe mindestens, dauert schliesslich der Apfelschuss. Langsam bahnt sich das Projektil seinen Weg, von Menschenhänden getragen, die eine nach der anderen aus der Dunkelheit hervorgereckt werden und es weiterreichen, bis der Apfel fällt. Dramaturgie in Perfektion, entlehnt aus der Filmkunst. *Bullet time* nennt man das dort, ein Spezialeffekt, bei dem der Eindruck einer Kamerafahrt um ein in der Zeit eingefrorenes Objekt herum entsteht.

Noch ist Gessler nicht tot. Aber komme jetzt, was möge, es ist Zugabe. Die Befreiung vom Joch, der musikalische Sonnenaufgang zum Schluss. Wie Schaumwein sprudelt es aus der Seele, höher als der Jet d'eau vor der Tür. Es existiert wahrhaftig, das Happy End. In der Oper wenigstens.

**Guillaume Tell:** Grand Théâtre, Genf. Weitere Vorstellungen 17., 19. und 21. September. [www.geneveopera.ch](http://www.geneveopera.ch)

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>La isla mínima</b>	★★★★★
	Regie: Alberto Rodriguez	
2	<b>La tête haute</b>	★★★★☆
	Regie: Emmanuelle Bercot	
3	<b>Still the Water</b>	★★★★☆
	Regie: Naomi Kawase	
4	<b>Straight Outta Compton</b>	★★★★☆
	Regie: F. Gary Gray	
5	<b>The Second Mother</b>	★★★★☆
	Regie: Anna Muylaert	
6	<b>Mission: Impossible 5</b>	★★★★☆
	Regie: Christopher McQuarrie	
7	<b>Ricki and the Flash</b>	★★★☆☆
	Regie: Jonathan Demme	
8	<b>Youth</b>	★★★☆☆
	Regie: Paolo Sorrentino	
9	<b>Southpaw</b>	★★★☆☆
	Regie: Antoine Fuqua	
10	<b>The Man from U.N.C.L.E.</b>	★★★☆☆
	Regie: Guy Ritchie	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Fack Ju Göhte 2</b>	74 357
	Regie: Bora Dagtekin	
2 (1)	<b>Straight Outta Compton</b>	7952
	Regie: F. Gary Gray	
3 (-)	<b>Youth</b>	5688
	Regie: Paolo Sorrentino	
4 (3)	<b>Minions (3-D)</b>	4741
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
5 (6)	<b>Mission: Impossible 5</b>	4538
	Regie: Christopher McQuarrie	
6 (2)	<b>Hitman: Agent 47</b>	4370
	Regie: Aleksander Bach	
7 (5)	<b>Ricki and the Flash</b>	3654
	Regie: Jonathan Demme	
8 (4)	<b>The Transporter Refueled</b>	3529
	Regie: Camille Delamarre	
9 (7)	<b>Vacation</b>	2842
	Regie: J.F. Daley, J.M. Goldstein	
10 (8)	<b>Southpaw</b>	2545
	Regie: Antoine Fuqua	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Honig im Kopf (Warner)</b>
2 (2)	<b>Fast &amp; Furious 7 (Universal)</b>
3 (-)	<b>Run All Night (Warner)</b>
4 (3)	<b>Insurgent (Ascot Elite)</b>
5 (-)	<b>Ex Machina (Universal)</b>
6 (-)	<b>Kinofilm 2 Voll verhext (Tudor)</b>
7 (4)	<b>Cinderella – Live Action (Disney)</b>
8 (10)	<b>Kein Ort ohne dich (Fox)</b>
9 (7)	<b>Der Kaufhaus-Cop 2 (Sony)</b>
10 (-)	<b>Fünf Freunde 4 (Rainbow)</b>

Quelle: Media Control



Visuelles Inferno: «Everest».

### Kino

## «Ja mei, sind die deppert?»

1996 endete eine Expedition zahlungswilliger Amateure aufs Dach der Welt in einem Desaster mit acht Toten. In «Everest» ist es verfilmt worden – in 3-D! *Von Wolfram Knorr*

Mal ehrlich – im Grunde gibt's doch nur eine Art von Spielfilmen: horizontale. Das heisst natürlich nicht, dass sie nicht auch vertikal gerichtet sind, also in Tiefen gravitieren und nach Höhen streben. Erheben sie Ansprüche, tun sie das sogar sehr heftig. Rein vertikale Filme dagegen sind eher selten und spielen, mal abgesehen von Fliegerfilmen, in den Bergen. Dort, wo Reinhold Messner aktiv war, aber mythenbildend im Bereich Kino nur einer: Luis Trenker. Er bleibt der ewige Alte vom Berg. Bei ihm standen die «Berge in Flammen» (1931), oder es gab ein «Duell in den Bergen» (1950). Immer hiess sein Imperativ: «Der Berg ruft» (1938). Seine mühsamen Gipfelstürme blieben nie physisch, wurden immer metaphysisch, wenn über allen Gipfeln Ruh war. In der Freiheit der Höhen wurde die vertikal gerichtete Strebung wieder in eine horizontale für Lug und Betrug und Kabale und Triebe umgebogen; nur war das alles heroischer als unten im flachen Land, weil den Elementen mühsam abgerungen. Der Begriff Clifffhanger hat hier seinen Ursprung.

Die verklärten Höhenräusche sind natürlich Schnee von gestern. Schon Philipp Stölzl demonstrierte in seinem unterschätzten Bergdrama «Nordwand» (2008), am Beispiel der Eigernordwand-Erstbesteigung im Jahr 1936, worum es bei den Kraxeleyen in Tat und Wahr-

heit ging: um olympisches Renommee und auch um Politik. Da müsste man erwarten, dass die Verfilmung der skandalösen Mount-Everest-Besteigung 1996, welche acht Menschenleben kostete, sich die Hintergründe zum dramatischen Stoff gemacht hätte. Und dazu gehörte der pervers kommerzialisierte Massentourismus. Jeder, der genug blechen konnte, durfte aufs Dach der Welt. Ganz gleich, ob geeignet oder nicht. Vom ökologischen Desaster des Rummels ganz zu schweigen.

«Everest» basiert auf dem Buch «In eisige Höhen» von Jon Krakauer, der selbst Bergsteiger war und 1996 die Gruppe von Rob Hall (Adventure Consultants) für eine Reportage begleitete. Die amerikanisch-britische Koproduktion des isländischen Regisseurs Baltasar Kormákur ist mit Jake Gyllenhaal, Josh Brolin, Keira Knightley, Robin Wright, Sam Worthington, Emily Watson zwar hochbesetzt, aber ohne jegliche dramaturgische Funktion. Was treibt etwa den Arzt Beck Weathers (Josh Brolin) in die Todeszone, während seine Frau (Robin Wright) bang ins Telefon haucht? Wo sind die Sherpas, welche die wichtigsten Stützen der Expeditionen sind? Wieso ist die Truppe (der sich eine andere anschliesst, was für Stau am Berg sorgt) viel zu spät aufgebrochen, und welche Funktion hat Krakauer, der mal in die Runde fragt, warum sie auf den Gip-

fel wollen, dann aber keine Rolle mehr spielt? Die Autoren William Nicholson und Simon Beaufoy vertiefen kein einziges Problem. Ob es um Ausbrüche aus dem «Luxuszoo» geht, um Verlangen nach starken Erfahrungen und welche Rollen die Ehefrauen dabei spielen – nichts erfährt man. Die Sherpas, die vom Boom leben und die Pisten präparieren, werden einfach ausgeblendet. Die Umweltprobleme im Basislager – Fehlanzeige. So bleibt halt nur – in 3-D! – das visuelle Inferno aus Lawinen (rumpel, rumpel), Schneesturm (heul, heul) und mangelndem Sauerstoff (hechel, hechel). Lustig ist immerhin, wenn sie, die in die Todeszone aufbrechen, ständig ihre Schneebrillen abnehmen. Da würde selbst Luis Trenker seufzen: «Ja mei, sind die deppert?» ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**Ich und Kaminski** — Der Journalist Sebastian Zöllner (Daniel Brühl) ist das, was die Amis als *pain in the ass* bezeichnen, eine Nervensäge, die in diesem Fall dem einst berühmten Maler Manuel Kaminski (Jesper Christensen) gnadenlos auf die Pelle rückt, weil er eine, nein, die Biografie über ihn schreiben will. Der Künstler, inzwischen abgeschieden in den Schweizer Alpen lebend, wird von Zöllner, der Schmeissfliege, heimgesucht, dem es gelingt, die Tochter, die als eine Art Schreckensfregat-



Überdrehte Groteske: «Ich und Kaminski».

## Fragen Sie Knorr

In Venedig wurde auch ein neuer Film mit Johnny Depp vorgestellt, und wieder ist dieser irre maskiert, jedenfalls vermitteln das die Fotos. Wie kommt einer, der sich permanent hinter Masken versteckt, zu derart zahlreichen Fans? H. D., Bern



Depps Rollenprofil ist nicht albern, sondern interessant, auch wenn immer mehr sich wundern und seine Maskeraden allmählich komisch finden. In seinen frühen Filmen wie «Edward Scissorhands» (1990), «What's Eating Gilbert Grape» (1993) oder «Dead Man»

te den Vater abschirmt, zu überlisten und für eine Reise zu einer ehemaligen Geliebten zu gewinnen. Zöllner glaubt zwar, den Künstler damit in der Tasche zu haben, doch in Wahrheit hat der den Schreiberling manipuliert. Wolfgang Becker («Good Bye, Lenin!») hat den gleichnamigen Roman von Daniel Kehlmann mit Schmiss verfilmt, verfehlt jedoch die Satire auf den Kunstbetrieb. Seine Version hat witzige Einfälle, bleibt aber über weite Strecken eine überdrehte Groteske mit einem Daniel Brühl, der nie wirklich ein hinterfotziger Schmarotzer ist. Und die Reise zur Ex-Geliebten (Geraldine Chaplin) gestaltet sich eher wirr. ★★☆☆☆



Keine Sekunde glaubwürdig: «Amnesia».

**Amnesia** — Martha (Marthe Keller), eine aparte deutsche Alt-Blondine, lebt ganz alleine auf Ibiza, spricht kein Deutsch, trinkt keinen deutschen Wein und steigt schon gar nicht in einen Volkswagen. Alles Deutsche ist ihr seit den Nazis verhasst. Da lernt die reife Dame den blonden 25-jährigen Jo (Max Riemelt) aus Berlin kennen, der in die angesagte Disco «Amnesia» als DJ eingeladen ist. Durch ihn und über die Musik verliert Martha ihre Verbohrtheit. Unglaublich verquast und keine Sekunde glaubwürdig. Höhepunkt des bräsigen Quatschs: Bruno Ganz als Jos Nazi-Opa. ★☆☆☆☆

(1995), vom künstlichen Menschen mit den Scherenhänden bis zum Buchhalter, der in den Wilden Westen reist, symbolisierte er sich als Fremdkörper in einer Welt, die er nicht richtig versteht, weil sie nur noch das zu sein scheint, was sie ihm vorgaukelt. Pathos und Sentiment sind ihm dabei völlig fremd. Seine Maskeraden sorgen für ironische Distanz, und das ist durchaus ein Phänomen unserer Zeit. Dafür steht Depp wie kein anderer.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

### «Something wild, something mild»

Von Peter Rüedi

Im Jazz ist zweifellos Vitalität gefragt. Nicht nur im Sinn geistiger Präsenz (die versteht sich in einer Kunst der Improvisation von selbst, wo es im Interplay auf schnelle Reaktion ankommt). Manchmal geht es aber auch um physische Kraftentfaltung, um das eher olympische «citius, altius, fortius». Vor allem beim Aufeinandertreffen von Instrumentalisten der gleichen Disziplin, den sogenannten Battles, eine Zeitlang bei den Fans besonders beliebt (die *tough tenors* von Johnny Griffin und Eddie Lockjaw Davis oder die Paarung der beiden Posaunisten J. J. Johnson und Kai Winding, von Dizzy Gillespies «Tour de Force» ganz zu schweigen), ging's dem Publikum allemal um ein Kräftemessen. Enrico Rava, geboren 1939 in Triest und somit zumindest ein «älterer Herr» im europäischen Jazz, sagt, er liebe besonders «den gemeinsamen Klang von Trompete und Posaune. Die Posaune ist, mehr oder weniger, fast das gleiche Instrument wie die Trompete, nur in einem anderen Register.» Da könnte man bei der Kombination seines Horns mit dem seines langjährigen Partners Gianluca Petrella eine ähnlich sportive Motivation vermuten. Das Gegenteil ist der Fall bei der jüngsten Begegnung des Enrico Rava Quartets mit dem Posaunisten. Ungeachtet des Titels «Wild Dance» ist sie kein frenetischer Teufelstanz, sondern eine zwar gelegentlich schäumend swingende Postbop-Veranstaltung, in den grösseren Partien aber Musik mit einem schönen, nachdenklichen Glanz, der sich aus den sensiblen Unisoni und Polyfonien der beiden Blechbläser entwickelt, aber auch aus der Einbindung der beiden grossen Melodiker in die weiten Räume der sparsamen Rhythmusgruppe mit Gabriele Evangelista am Bass und Enrico Morello am Schlagzeug, vor allem aber mit Francesco Diodatis subtiler Gitarre – es ist die Band, mit der der charismatische Rava in den letzten Jahren *on the road* war, und das ist diesem gleichzeitig organisierten und offenen Jazz wunderbar anzuhören. Spitze. In den zwölf *Rava-originales* beweist sich einmal mehr, dass sich Power und Poesie nicht ausschliessen.



Enrico Rava Quartet mit Gianluca Petrella: Wild Dance. ECM 2456

# Cüpli und Kartoffelsalat

Fulminanter Start in den Zürcher Theaterherbst.  
 Von Hildegard Schwaninger



Verheissungsvoll: «Wozzeck» im Opernhaus Zürich.

Die Theatersaison beginnt, und alle sind neugierig. Ein bis auf den letzten Platz besetztes Schauspielhaus bei der Ibsen-Premiere («Ein Volksfeind») und spontane Bravorufe für den Hausherrn **Andreas Homoki** und seine «Wozzeck»-Inszenierung am Opernhaus. Der Theaterherbst startet verheissungsvoll.

An Prominenz fehlte es nicht bei der Pfauen-Premiere. **Eberhard von Koerber**, Liebhaber und Kenner klassischer Musik, entdeckt mit Freuden das Theater; er ist seit Jahren mit Schauspieler **Robert Hunger-Bühler** befreundet. **Hans und Doris Imholz** sind treueste Theatergänger (Hans Imholz war mit seiner Nichte da). **Bettina und Andreas Girsberger**, Rechtsanwälte, versäumen keine Premiere, er war als Student Statist am Pfauen. Gastronom **Poldi Weinberg** kommt meist mit seiner Mut-



Überzeugte die Kritiker: Intendant Homoki.

ter **Charlotte Weinberg**, diesmal war er mit seinem Hoteldirektor vom «Helvetia» da. Stadtpräsidentin **Corine Mauch** war unter den Gästen sowie der seit seinem Abgang als Bundesrat chronisch schlechtgelaunte **Moritz Leuenberger**. An der Premierenfeier sponserte die Swiss Re, langjährige Unterstützerin des Schauspielhauses, die Cüplis sowie den Fleischkäse mit Kartoffelsalat. Man feierte lang: Um ein Uhr früh standen immer noch Theaterbesucher vor dem Schauspielhaus, vertieft in Gespräche.

Das Opernhaus legte mit seiner Saisoneroöffnung einen fulminanten Start hin. Erst das Open House am Samstag, das den Sechseläutenplatz mit fröhlichen Kindern und grünen Luftballons belebte sowie einem Bratwurststand, vor dem die Schlangen ähnlich lang waren wie vor den Tischen, wo Gratistickets für die Veranstaltungen im Haus verteilt wurden. Das Opernhaus, es war unübersehbar, macht sich populär. Intendant **Andreas Homoki** betont ja immer gern, dass er vor allem Künstler ist, spricht: Regisseur. In seiner Zürcher Amtszeit (seit 2012) hat er einiges gezeigt («Der fliegende Holländer», «Lady Macbeth von Mzensk», «Fidelio»); mit seiner diesjährigen Eröffnungsinzenierung «Wozzeck» (Alban Berg) überzeugte er auch seine schärfsten Kritiker. Das Publikum applaudierte spontan und heftig nach der eine Stunde vierzig Minuten (ohne Pause) dauernden Oper. Die Figur des Wozzeck, Inbegriff der

geschundenen Kreatur, wurde von **Georg Büchner** geschaffen; das Grab des Dichters liegt am Zürichberg, neben dem Theater Rigiblick.

**Andreas Homoki** strahlte. An der Premierenfeier hinter der Bühne (Wein und Sandwiches) gratulierten Schriftsteller **Adolf Muschg**, der Münchner Ex-Intendant **Peter Jonas**, Kunsthaus-Direktor **Christoph Becker**, der stets von jungen Männern umgebene Kunstfreund und Alt-Werber **Max Wiener**, Zürcher-Festspiele-Präsident **Elmar Weingarten** mit Ehefrau **Claudia**. **Andreas Homoki**s Mutter war da und seine Ehefrau. Homoki hält an jeder Premiere eine aufgeräumte Rede, in der er die Künstler lobt. Sich selber loben kann er ja nicht gut, so ergriff **Christian Gerhaher** (der Bariton ist ausgebildeter Arzt und hatte in Zürich als Wozzeck sein Rollendebüt) spontan das Mikrophon und dankte Homoki – für alles.

Die Opernsängerin **Elena Mosuc** leidet darunter, dass es am Opernhaus keine Rollen für sie gibt («Ich bin hier zu Hause, und ich singe so gern»), so ergreift sie die Initiative für ein eigenes Konzert (nicht zum ersten Mal, einmal sang sie im «Kaufleuten»). Am 30. September mietet sie das Bernhard-Theater und macht dort einen Fado-Abend. Alles auf eigene Kosten, weshalb sie etwas nervös ist und auf ein volles Haus hofft. Die Idee entstand so: Der junge Portugiese **Gonçalo Salgueiro** kontaktierte Mosuc per Facebook, machte ihr tausend



Eigenes Konzert: Sängerin Mosuc.

Komplimente (Künstlerinnen sind da besonders empfänglich), verglich sie mit der Callas, für die er rückhaltlos schwärmt. Jetzt organisiert Mosuc diesen Abend mit dem «Fado-Prinzen», sie selbst tritt als «Special Guest» auf. Die Familie Hebeisen (Ex-Chäs-Hebise) hat schon einen Tisch bestellt. Gerade hat Elena Mosuc – mit einem Abendessen zu zweit in der «Kronenhalle» – zum siebzehnten Mal ihren Hochzeitstag mit **Christoph Hebeisen** gefeiert (er machte die Rumänin über die Hochzeitsnacht zur Schweizerin). Ihre nächste Opernpremiere: in «Lucia di Lammermoor» – ihre Paraderolle – in Barcelona, mit **Juan Diego Flórez**, der als Edgardo sein Rollendebüt gibt.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Letzte Chancen

Wenn Peter Treichl, 46, auftaucht, ist das Liebes-Aus meist nah. «Die Leute trennen sich zu wenig schnell», sagt der Trennungsmacher, der nach dreimonatiger Ehe geschieden war.



«Macht der Gewohnheit»: Peter Treichl.

**Mindestens anständig** — «Obwohl ich seit Jahrzehnten damit beschäftigt bin, den Menschen das Liebesglück zu ermöglichen, bekam ich als Paarvermittler auch mit, wie viele Paare unglücklich sind. Nach dem Urlaub und nach Weihnachten gibt es besonders viele Krisen. Die Leute verbringen Zeit miteinander, und was in der Hektik des Alltags untergeht, wird dann offensichtlich: Man hat sich auseinandergeliebt. Vielen fehlt es allerdings an Mut, sich zu trennen, oft spielen die Macht der Gewohnheit und die Angst vor dem Alleinsein eine Rolle. Die perfekte Trennung gibt es nicht. In Zeiten, in denen das Liebes-Aus via Facebook oder per SMS mitgeteilt wird, ist die persönliche schriftliche oder mündliche Überbringung der schlechten Nachricht beinahe ein manierliches Verhalten.»

**Keine Affären** — «Es gibt zwei häufige Gründe, warum mich die Trennungswilligen kontaktieren: Die einen fürchten, dass sie einknicken, wenn der andere am Boden zerstört ist, weint und alles versucht, damit die Trennung verhindert werden kann. Die anderen rechnen mit Aggressionen und Extremreaktionen. Aus diesem Grund läuft meine Agentur für Trennungen ausgezeichnet. Es sind verschiedene Dienstleistungen im Angebot: Die telefonische Beendigung der Beziehung oder das Ver-

fassen eines Abschiedsbriefes wird häufig gewünscht. Bei der persönlichen Trennung führe ich ein Gespräch vor Ort. Ich teile die Gründe mit und bewege die Verlassenen manchmal dazu, persönliche Gegenstände zurückzugeben. Ich sehe mich als seriösen Beziehungstrenner. Ein Gigolo wollte einmal ein Jahres-Abo bei mir kaufen. Das habe ich natürlich abgelehnt, ebenso wie ich kein Affären-trenner bin.»

**Stunde der Wahrheit** — «Wenn ich vor der Tür stehe, sind die meisten Menschen erstaunt. Ich sage zuerst: «Ich habe ein Paket für Sie» und überreiche meine Geschenkschachtel. Darin befinden sich Süßigkeiten, Taschentücher, eine kleine Flasche Schnaps und – nicht ganz uneigennützig – ein Gutschein für meine Partnervermittlungsagentur, die ein neues Liebesglück in Aussicht stellt. Manchmal liegt auch eine gelbe Karte im Paket. Die bedeutet «Letzte Chance»: «Wenn sich nichts ändert, ist Schluss.» Meist stante ich den Leuten den Besuch in den frühen Morgenstunden ab, dann kommen sie nicht zum Nachdenken, und die Nachricht kann langsam einsickern.»

**Eigene Erfahrungen** — «Mein Job hat nichts mit meiner eigenen Geschichte zu tun, und doch verhalf sie mir zu einer Einsicht. Ich hatte schnell geheiratet. Meine Frau zog zu mir ins Schloss, hätte in meiner Partnervermittlungsagentur mithelfen sollen, doch der Traum war schnell vorbei, und nach drei Monaten waren wir bereits wieder geschieden. Wenn das Glück vorbei ist, muss man es erkennen und danach handeln.»

**Endlich reden** — «Die Reaktionen der Beschenkten sind verschieden. Manche sind schockiert und weinen, wenn ich ihnen den Schluss der Beziehung verkündige, andere sind erleichtert, und die für mich lustigste Situation gab es mit einem alten Paar. Der 78-jährige Kunde bat mich, seiner langjährigen Ehefrau mitzuteilen, dass er – falls sie sich weiterhin weigere, mit ihm zu sprechen – die Scheidung wolle. Die Frau verschanzte sich während meines Besuchs hinter einer Zeitung und verhielt sich weiterhin wortkarg. Also übergab ich ihr das Schlussmachen-Paket. Beim Hinausgehen hörte ich sie zu ihrem Mann sagen: «Schatz, ich glaube, wir müssen reden.»

Protokoll: Franziska K. Müller

# Marignano

Von Andreas Thiel — Bei dieser Schlacht war ich nicht dabei.

**Sommaruga:** Wir dürfen weder die Schlacht am Morgarten noch die Schlacht bei Marignano überbewerten.

**Thiel:** Wieso «wir»? Wer bewertet diese Schlachten über?

**Sommaruga:** Die anderen.

**Thiel:** Du meinst mit «wir» also die anderen?  
**Sommaruga:** Was ich meine ist: Weder Morgarten noch Marignano sind wichtig für unsere Geschichte.

**Thiel:** «Unsere» Geschichte?

**Sommaruga:** Die Schweizer Geschichte.

**Thiel:** Meine Schweizer Geschichte beginnt 1971.

**Sommaruga:** Wenn wir von Schweizer Geschichte reden, meinen wir damit doch nicht deine Geburt 1971.

**Thiel:** Immerhin hat meine Geburt der Schweiz das Frauenstimmrecht gebracht.

**Sommaruga:** Du betrachtetest deine Geburt als Segen für die Schweiz?

**Thiel:** Na ja, die Ölkrise hat sie auch ausgelöst.

**Sommaruga:** Ich meine aber die Geschichte unserer Vorfahren.

**Thiel:** «Unserer» Vorfahren? Meine Vorfahren sind vor zwei Generationen eingewandert. Genetisch war ich weder am Morgarten noch bei Marignano vertreten.

**Sommaruga:** Dann sind dir diese Schlachten egal?

**Thiel:** Na ja, ich bin froh, dass hier mal jemand die fremden Richter rausgeworfen hat. Sonst müsste ich das jetzt selber machen.

**Sommaruga:** Du meinst, «wir» müssten das machen.

**Thiel:** Du nicht. Du lässt sie ja wieder rein. Aber zum Glück führte die schmerzhafteste Erfahrung bei Marignano zu einer gewissen Vorsicht in der Aussenpolitik. Sonst müsste vielleicht heute jemand negative Erfahrungen machen.

**Sommaruga:** Also du meinst, «wir» müssten heute negative Erfahrungen machen?

**Thiel:** Ich nicht, aber du. Du willst dauernd im Ausland mitreden. Geschichte sollte man vielleicht nicht überbewerten. Aber man sollte sie auch nicht wiederholen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Aufstieg eines Plebejers

Von Peter Rüedi



Auch beim Wein gibt es Moden, gewiss. Um in der Nähe zu bleiben, im Wallis: Fendant ist out, Petite Arvine ist in; Dôle ist out, Cornalin ist in. Aber zum Glück wechselt die Bestockung eines Weinbergs nicht so schnell wie der *winespeak* der vermeintlich fortschrittlichen Kenner. So kann die veraltete Realität von gestern mit Glück die Mode von heute schon morgen wieder überholt haben. Zum modischen Vokabular gehören die Begriffe «Terroir» und «Mineralität». Nicht, dass es sie nicht gäbe. Aber beide Worte tauchen in Weinbeschrieben (auch in den meinen, mea culpa) so inflationär auf, dass Zweifel erlaubt sind, ob jeder, der mit ihnen um sich schmeisst, genau weiss, was damit gemeint ist. Das kommt mir in einem Anflug von Autokritik in den Sinn, nachdem ich von einer Woche am Ätna zurück bin. Nun ist das *Terroir* am Vulkan zweifellos hochmineralisch, und dass darauf besondere Weine wachsen, steht ausser Frage. Aber ich möchte den sehen, der zuverlässig Elemente, sagen wir: Eisen, Magnesium oder Silizium, aus der Mineralik eines Weines einzeln herauschmecken kann. Die Attraktivität der neuen Ätna-Weine ist unbestritten (über deren Renaissance demnächst mehr in der *Weltwoche*), aber es ist nicht so, dass im Umkehrschluss nur aus der autochthonen Sorte Nerello Mascalese tolle Weine entstünden. Aus der guten alten Nero d'Avola, durch die Mengenproduktion in Verruf geraten, entsteht unter der Hand qualitätsbewusster Produzenten wie COS in Vittoria oder Tasca d'Almerita auf Regaleali mitunter Fabelhaftes. Auch der Nero d'Avola «Maria Costanza» von G. Milazzo – nördlich von Agrigent im heissen Herzen Siziliens gelegen – ist das Gegenteil der Marmelade, welche die Winzer vom Ätna in jedem sizilianischen Wein ausser dem ihren vermuten. Viel rote reife Frucht (Brombeeren, Kirschen), aber auch etwas Lakritz und Minze und nach langem Abgang eine würzige Frische. Gute Säure, gute Tannine. Ein harmonischer, toller Wein, der sich von den Supermarktqualitäten indes auch durch seinen Preis unterscheidet.

G. Milazzo Rosso Sicilia «Maria Costanza» 2009.  
13,5%. Riegger, Birrhard. Fr. 33.80. [www.riegger.ch](http://www.riegger.ch)

## Brücke nach Japan

Zu den Stars am Zürcher Gourmetfestival «The Epicure» gehört Christian Bau. Eine Würdigung. Von David Schnapp



*Unverwechselbar: «Stein- und Gemüsegarten» (u.l.) und andere Werke von Christian Bau.*

Ganz grosse Köche erkennt man daran, dass sie unverwechselbar sind. Sie sind in der Lage, eine Geschmackswelt zu errichten, die so individuell ist wie ein Fingerabdruck. Diese Geschmackswelt wird sichtbar in Tellerarrangements, bei denen kein Zweifel besteht: Hier hat der oder jener angerichtet. So ein Koch ist Christian Bau, Jahrgang 1971, der seit zehn Jahren drei Sterne hat und einer der Star-Gäste am hochkarätig besetzten Gourmetfestival «The Epicure» ist, das vom 17. bis 20. September 2015 im «Dolder Grand» in Zürich stattfindet.

Bau ist unverwechselbar wegen seiner Philosophie, die er «Paris-Tokio» nennt und die eine kulinarische Brücke schlägt zwischen der klassischen französischen Küche mit deren hochklassigen Produkten und einer asiatischen, vorwiegend japanischen Aromenwelt mit deren typischen Präzision. Wenn er nicht gerade in Zürich zu Gast ist, empfiehlt es sich, Gast von Christian Bau zu sein: In seinem «Victor's Fine Dining» auf Schloss Berg, mitten in den Weinbergen des Moselgebietes, wird eine geschmacklich spektakuläre Küche geboten.

### Der kleine Luxus

Das Restaurant ist angenehm schlicht, die weissen, gestärkten Tischtücher wurden entfernt, leise Lounge-Musik säuselt im Hintergrund, Sommelier Daniel Kiowski gehört zu den Besten seines Fachs und vor allem: Nach jedem

Gang freue ich mich auf den nächsten. Dabei spannt Bau einen weiten Bogen: Da sind etwa Gerichte wie der «Stein- und Gemüsegarten», mit säuerlich eingelegtem, knackigem Gemüse (Karotten, Rettich, Knollenziest, grüne Bohnenkerne), einer Miso-Yuzu-Ganache in Steinoptik sowie einer Vinaigrette, die unter anderem auf verbranntem Lauch, Zitrusfrüchten und Koriander basiert.

Und immer wieder geht der Weg über Frankreich: blauer Hummer mit einer Sauce aus grünen Tomaten, Koriander und Miso oder dann Froschschenkel, perfekt sautiert und kombiniert mit Brunnenkresse-Spinat, frittiertes Petersilie und Knoblauch. Mit knusprigen Pilz-Flips und einem hauchdünnen Dim Sum mit Froschschenkelfüllung sowie einer mit Kräutern gewürzten Tomatenessenz gibt Bau dem Gericht aber noch einen besonderen Dreh.

Am Ende bin ich satt und sehr glücklich: Christian Bau ist an sich ein bescheidener Typ, der sich aber zum Glück den Luxus leistet, ausschliesslich sehr feine Dinge zu servieren.

Victor's Fine Dining by Christian Bau  
Schlossstrasse 27–29, D-66 706 Perl-Nennig  
Tel. +49 686 679 118  
Montags und dienstags geschlossen,  
samstags und sonntags auch mittags geöffnet.  
Ausführliche Menübesprechung auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Sechser, offen

Der Herbst bietet sich für Fahrten mit offenem Dach an. Und ein BMW 6er Cabrio mit Dieselmotor ist erst noch sparsam. Von David Schnapp

Wer Cabrio fährt, muss eine spezielle Konstitution haben. Mir leuchtet es jedenfalls nicht ein, was so toll daran sein soll, mir bei vierzig Grad die Sonne auf die Schirmmütze brennen zu lassen. An schönen Herbsttagen hingegen gehört das Fahren mit offenem Verdeck zu den schönsten Formen des Unterwegsseins. Ich drücke einen Knopf, der das Dach meines Autos in wenigen Sekunden entfernt: in diesem Fall jenes von einem BMW 640d Cabrio.

### BMW 640d Cabrio

Leistung: 230 kW/313 PS,  
Hubraum: 2993 ccm, V-Max: 250 km/h  
Preis: Fr. 115 800.-; Testwagen: Fr. 158 400.-



Der Sechser aus Bayern gehört zur Kategorie der grossen offenen Wagen – er ist gleichzeitig Limousine, Gran Turismo und, eben: Cabriolet. Wer keine Grossfamilie rumkutschieren muss, hat mit diesem Auto eines für alles. Hier könnte man das Ikea-Argument einwerfen, das besagt, dass man ja auch mal Sperrgut transportieren möchte. Allerdings kaufen die wenigsten Autofahrer mehrmals im Monat Möbel ein.

Der 640d Cabrio ist die Sparvariante seiner Art. Erstens ist der Grundpreis tiefer als bei den meisten anderen, und zweitens verbraucht der Reihensechszylinder-Dieselmotor mit TwinPower-Turbo erstaunlich wenig Treibstoff: Fährt man konform mit der schweizerischen Strassenverkehrsordnung, ist ein Wert von 7,5 Litern auf 100 Kilometern realistisch. Will man auf deutschen Autobahnen ausprobieren, wie der BMW sich jenseits der 200-km/h-Marke anfühlt (ausgezeichnet), ist mit Werten von 7,9 Litern zu rechnen. Wir sprechen von einem Auto, das zwei Tonnen schwer ist, nach 5,5 Sekunden Tempo 100 erreicht, maximal 230 kW/313 PS bei 4400

Umdrehungen leistet und bis zu 250 km/h schnell werden kann. Noch eine gute Nachricht: In einem Test des International Council on Clean Transportation (ICCT) und des deutschen Automobilclubs ADAC schnitten die Diesel von BMW am besten ab. Gemessen wurde der Ausstoss an Stickoxid. Von 32 getesteten Fahrzeugen fielen laut *Spiegel* online 22 durch, weil deren Ausstoss bis zu fünfzehnmal höher war, als es der Grenzwert zulassen würde. Nur die BMW-Motoren unterboten die Grenzwerte.

### Untypischer, aber eleganter Sound

Der Diesel ist nicht nur sauber, sondern auch leise. Sorgen, die Freude am offenen Fahren könnte durch das Nageln des Selbstzünders akustisch gestört werden, sind unbegründet. Von diesem Motor hört man: nichts. Beim Wechsel vom Comfort- auf den Sport-Modus indes ist ein dezentes Röhren zu vernehmen; die BMW-Tonmeister haben es geschafft, einen untypischen, aber eleganten Sound zu generieren.

Ich brachte es mit dem Sechser ziemlich weit. Zunächst über feine Landstrassen in den Jura, später hatte ich auch noch in Vals zu tun. Auch wenn die lange Kurve dem Cabrio etwas besser liegt als die enge Passstrasse, beherrscht es Letztere dank Integral-Aktivlenkung überraschend gut. In der Langstreckendisziplin ist der BMW überragend: selbst Hunderte von Autobahnkilometern werden zu Erholungsfahrten.



«Ganz schön gross»: Musiker Kalkbrenner, 38.

MvH trifft

## Paul Kalkbrenner

Von Mark van Huissing — In Deutschland ist er schon der erfolgreichste Techno-Musiker, jetzt will er nach Amerika.

Vergangene Woche warst du in New York, um Reklame für dein neues Album zu machen. Man sagt aber, wenn man einen Markt erobern will, muss man in dem Land leben, nicht wahr? — «Eigentlich ja. Man merkt es auch – das Album ist in Kontinentaleuropa voll explodiert [Platz eins der Album-Charts in Deutschland, Österreich und der Schweiz], in Amerika und Grossbritannien nicht. Der Weg in die USA führt übers UK und geht Jahre.» — «Heute hast du in der Kleinstadt Zürich haltgemacht...» [Das Gespräch fand Ende August statt, vor seinem Auftritt am Zurich Openair.] — «Ne, ne, sie ist ganz schön gross dafür, dass sie so klein ist.» — «Das sagst du, weil du dein Album promoten willst.» — «Ne, ich komm generell gerne hierher. In Zürich war zum Beispiel der erste Gig, wo ich hingeflogen bin – das ist sechzehn Jahre her –, noch mit der alten Swissair.»

Paul Kalkbrenner, 38, sei ein deutscher Techno-Musiker, der als Live-Act auftritt –

was der Autor von Kalkbrenners Wikipedia-Eintrag sagen will: Er ist kein Discjockey, sondern ein Musiker, der die elektronische Musik, die er an Konzerten spielt, produziert und nicht bloss Stücke anderer Musiker von einem Speichermedium abrufen. Er sei zudem ein Filmstar und Volksheld, stand in der *New York Times*; er spielte die Hauptrolle im Film «Berlin Calling» (2008) und gab vergangenes Jahr am Brandenburger Tor, anlässlich der Feier zum 25. Jahrestag des Berliner Mauerfalls, ein Konzert vor einer halben Million Zuhörern. Sein neues Album mit dem Namen «7» erscheint bei Sony Music; es handelt sich dabei um seine erste Zusammenarbeit mit einem sogenannten Major, Musik-Grossunternehmen. Kalkbrenner kam in Leipzig in der damaligen DDR zur Welt und wuchs in Ostberlin auf. Er ist verheiratet mit der DJane Simina Grigoriu, das Paar hat eine kleine Tochter und lebt in Berlin.

«Deutsche Musik ist nicht besonders exportfähig, ausser elektronische, angefangen mit Kraftwerk...» — «Ja, das ging sogar mit Text, sonst geht es ja nur ohne Text oder auf Englisch. Aber in Deutschland haben sie jahrelang drauf hingekämpft, dass eine Quote besteht [Anteil deutscher Musik im Radio zum Beispiel]. Und sie haben's letztthin geschafft – die gesamten Single-Top-Zehn in Deutschland waren rein deutschsprachig – herzlichen Glückwunsch. Ich mag's ja unsubventioniert, alles soll so spriessen, wie's wirklich rezipiert wird von den Leuten.» — «Ist es schwierig, wenn du in England, Amerika oder sonstwo im Ausland auftreten willst, Veranstaltern zu erklären, dass du zwar elektronische Musik machst, aber nicht wie David Guetta oder Calvin Harris?» — «Ne, gar nicht, das hat meine Booking-Agentur schon verstanden, dass man mich möglichst weit von dem ganzen Kram weg positioniert, ich hab mit Tortenschlachten und Goldregen nichts zu tun... Ich hab diesen Sommer ein Techno-Festival gemacht, «Tomorrowland» [in der Stadt Boom in Belgien], alle anderen waren Musik-Festivals wie Zürich, wo ich dann am Schluss auf der *main stage* [Hauptbühne] mein Ding mache, so gefällt mir das am allerbesten.» — «Du arbeitest mehrheitlich alleine, habe ich gelesen.» — «Ja zu einhundert Komma null Prozent.» — «Du bist wahrscheinlich der Einzige.» — «Ich glaub', da gib't's schon einige, die sich verkriechen müssen, um alleine zu werkeln. Ich bin vielleicht der Einzige, der so gross ist, aber das ist für die Arbeit unerlässlich.» — «Weshalb?» — «Weiss ich nicht. Interaktion hat bei mir schon in frühen Versuchen schlecht geendet. Unfähig zum Kompromiss – ich kann doch nicht anfangen zu diskutieren, wie ich was misch'.» — «Aber es kommt der Augenblick, in dem du dein Material abliefern musst und Rückmeldung bekommst...» — «Ja, hat ja auch dieses Mal ewig lang gedauert mit Sony, das [Album] war im Februar fertig, und dann musste man bis August warten.»

«Im Presstext über dich steht, deine Ambition sei, zeitlose Klassiker zu schreiben.» — «Ja, ja.» — «Hast du dein «Yesterday» oder «Satisfaction» schon geschrieben?» — «Ich glaube nicht, das wäre eigentlich zu früh.» — «Aber so was kommt noch, oder?» (Sein bisher erfolgreichster Song, «Sky and Sand», in dem sein Bruder Fritz singt, war 107 Wochen in den deutschen Top 100, länger als «Ein Stern» von DJ Ötzi und «Last Christmas» von Wham!, die den Rekord zuvor hielten.) «Ja, müsste eigentlich noch kommen, sonst wär's doof. Aber das ist das Einzige, was ich nicht erklären kann: Wie ich das mache, dass, sagen viele Kalkbrenner-Fans, ein Song beim vielmaligen Hören besser wird.» — «Was wirst du als Nächstes tun?» — «Oh, chillen, chillen, chillen.»

Sein liebstes Restaurant: «Das «Tucholsky» ist schön, absolut unhip, ohne Rucola, ohne Chichi.»

«Tucholsky», Torstrasse 189, Berlin, Tel. +49 30 2 81 73 49

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Sie ist beim Geburtstag dabei  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Halbinsel: halb Tigerstaat, halb desolat. 7 Halt, an dem man sich nicht halten kann. 12 So richtungsmässig Tokio, auch preislich. 15 Proportionale Verstärkung in Form einer Konjunktion. 16 Verarbeitet bereitet das Mineral Freude. 17 Kooperation ist schon auch passend. 18 Wo ein Loch, ist auch sie. 19 Ohne ihn kein Beginn. 20 Womit der Flop gangbar wird. 22 Passt irgendwie zum Rütli Schwur. 23 Schwimmkörper für einen schwimmenden Körper (i=j). 25 Die Anwendung ist ganz auf die USA zugeschnitten. 27 Entscheidende Hilfe bringt einem da bestimmt 19 waagrecht. 30 Turner, weniger sportlich als vielmehr musikalisch. 33 Die Stadt gibt es in Rumänien wie auch in Israel. 34 Sie bilden in alten Städten ein Netzwerk. 37 In etwa transatlantische Super League auf Sparflamme. 39 Ihre fließende Reise führt durch zehn Länder. 40 Variante eines Gens. 42 Das Dorf bei Biel weist Richtung Chasseral. 45 Der Tanz aus den 60er Jahren inklusive Verdrehung. 47 Ob Jäggi, Schmezer oder Maurer, er passt zu allen. 48 Sie ist oft gebildet, oft nur eingebildet. 50 So kann ein Rehrücken nicht entzücken. 51 In die Irre geführt, wer dabei nur an Irre denkt. 52 Letopolis, wie es die alten Ägypter kannten. 53 Technotanz-Event mit Umstellung. 54 Klassischer Ort der attischen Polis.

**Senkrecht** — 1 Bekannt zwischen Lax und Rhonegletscher. 2 Daten, kennen wir von der EDV. 3 Er ist recht stark und schützt sein Inneres. 4 Strom von Schlamm in Schweizer Bergen nach starkem Regen. 5 No einisch! - kann nur er sagen. 6 Piemontesische Stadt mit Schwips wegen ihm. 8 Du sollst nicht ..., gemäss Gebot. 9 Auch ohne Sturm und Drang gibt's bei ihr immer Gesang. 10 Stadt, touristisch top. 11 Zum Roboter mutiertes Dinosaurierbaby. 13 Mit ihm zusammen ist das Baby gut versorgt. 14 Diese Lampe ist eine Gaslampe, oder eher: war. 21 Bigauderer, Pockerl, Welschhuhn – geht alles. 24 Eine Form, in diesem Fall giesst man Metall hinein. 26 China, ganz wie einst. 27 Jonathan Sowieo, genau, britischer Philosoph. 28 Am besten man hängt sie auf und zieht sie zu. 29 Der Enkel des Boas und Vater des Königs David. 31 International bekannt als Bond, aber nicht James. 32 Erl, die so getaufte Rockröhre aus DSDS. 35 Erster Wurf im Spiel. 36 Sierra-Leone-Ethnien: Auf die Mani folgten die Mende und dann sie. 38 Auf ihnen ist die Fahrt ziemlich holprig. 41 Mahlzeit, weit verbreitet. 43 Namentlich königlich, und immer wieder norwegisch. 44 Unser Umjubelter erinnert an einen Vogel. 46 Auch für Matteo Renzi allemal ein Thema. 49 Wie ein Gen regelrecht zu Geschossen mutiert.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 433**

	F	A	U	L	B	A	U	M		A	B	I	S	
B	A	M		E	I	N	R	E	I	B	E	N		J
E	L	E	M	E	N	T	A	R		B	A	U	M	A
U	B	I		R	E	A	N	I	M	A	T	I	O	N
T		S	T	E	T	S		T			E	T	R	E
E	H	E	R	N		T	H	E	B	E	N		V	
L	E	N	I		K	E	A	N	U		B	R	I	G
	P		B	L	A	N	D		I	D	E	E		E
S	T	E	U	E	R		E	I	N	E	R	L	E	I
P	O	I	N	T	I	E	R	T		I	G	I	N	G
A	D	D		T		N	E	I	N		E	T	E	
R	E	G	R	E	S	S		N		E	I	F	E	R

**Waagrecht** — 1 FAULBAUM 8 (K-) ABIS 11 BAM  
 12 EINREIBEN 14 ELEMENTAR 15 BAUMA  
 17 UBI (Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen) 18 REANIMATION 19 STETS 21 ETRE (franz. für Sein) 22 EHERN 24 THEBEN 27 LENI (Riefenstahl) 28 KEANU (Reeves, spielte mit Vera Farmiga in *Henry & Julie*) 29 BRIG (kelt. briga = Hügel) 32 BLAND 34 IDEE 36 STEUER 38 EINERLEI 41 POINTIERT 42 IGING 43 ADD 44 NEIN 45 ETE (franz. f. Sommer) 46 REGRESS 47 EIFER

**Senkrecht** — 1 FALB 2 AMEISEN 3 LEEREN 4 BINET 5 ANTASTEN 6 URAN 7 MERITEN 8 ABBA 9 BEATENBERG 10 INUIT 11 BEUTEL 13 JANE (Fonda, spielte im SF-Film *Barbarella*) 16 MORVI 20 TRIBUN 23 HEPTODE 25 HADERN 26 BUIN 28 KARI (Berner Koseform für Karl) 30 RELIEF 31 GEIGER 33 LETTE 35 DEINE 36 SPAR (-gel) 37 EIDG 39 ITEN 40 ENTE

**Lösungswort** — **SENSUALITAET**



**EMS**  
 WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G  
patek.com